

Schwert und Schild.

—♦♦♦—
Vierteljahrschrift
zur Förderung persönlichen Christentums.

Den Offizieren der deutschen Armee
und Marine dargeboten.

—♦♦♦—
Herausgeber:

von Diebahn,
Königl. Preussischer Generalleutnant z. D.

—♦♦♦—
VI. Jahrgang 1904.
—♦♦♦—

Im Selbstverlage des Herausgebers.
Expedition: Buchdruckerei der Schreiberhan-Diesdorfer Rettungsanstalten.
Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau.

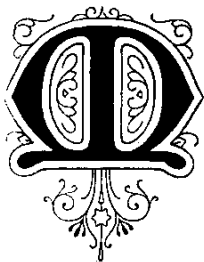
Inhaltsverzeichnis des VI. Jahrgangs.

1.	Ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt.	Heft I, S. 1.
2.	Aus der Finsternis zum Licht. VIII.	" S. 19.
3.	Bist du ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt? (Gedicht.)	" S. 23.
4.	Mitteilungen.	" S. 24.
1.	Curt von Knobelsdorff.	Heft II, S. 1.
2.	Höhere Bibelkritik.	" S. 6.
3.	Das Wort Gottes und seine Kritiker. (Gedicht.)	" S. 10.
4.	Was bleibt mir?	" S. 11.
5.	Mitteilungen.	" S. 24.
1.	Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist!	Heft III, S. 1.
1.	Im Schlosse Sansjonci.	Heft IV, S. 1.
2.	Über das Tischgebet.	" S. 7.
3.	Die Eitelkeit der Welt. (Gedicht.)	" S. 16.
4.	Aus der Finsternis zum Licht. IX.	" S. 18.
5.	Komme zu Jesu! (Gedicht.)	" S. 20.
6.	Fragekasten.	" S. 21.

Ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt.

I.

Kaiser Maximilian von Mexiko.



alerisch auf einem Felsvorsprung, umrauscht von den Wogen des Adriatischen Meeres, liegt das Schloß Miramare, in der Nähe von Triest. Dort wohnte bis zum Jahre 1864 der Erzherzog Maximilian von Österreich, damals Admiral der österreichischen Marine, ein hochbegabter, edler Fürst. Er hatte vieler Herren Länder besucht und sich als tüchtiger Seemann bewährt. Da erschienen Abgesandte des Kaisers Napoleon III., um dem Erzherzog die Kaiserkrone von Mexiko anzubieten.

In einem fast zweijährigen Kriege hatten die französischen Truppen unter großen Verlusten die Hauptplätze des mexikanischen Reiches erobert. Nach den riesigen Opfern an Blut und Geld, welche dieser abenteuerliche Feldzug verschlungen hatte, ohne für Frankreich irgend welchen Nutzen zu bringen, war es für Napoleon Zeit, seine Truppen so bald als möglich aus Mexiko zurückzuziehen. Um dies ohne politischen Mißerfolg zu ermöglichen, sollte Maximilian auf dem von den Franzosen erkämpften Boden das mexikanische Kaiserreich gründen. Ein

französischer Vallenstaat in Zentralamerika sollte als Resultat des Krieges der Welt gezeigt werden. Napoleon hoffte in Maximilian den geeigneten Mann zu finden und versprach ihm, ein französisches Heer von 25000 Mann in Mexiko zu belassen. Maximilian nahm die Kaiserkrone an; er sollte leider erfahren, daß er seine Zukunft auf den Sand menschlicher Versprechungen und Berechnungen gebaut hatte. Mit einer neugebildeten österreichisch-belgischen Legion ging Maximilian nach Mexiko, begleitet von seiner treuen Gemahlin, der belgischen Prinzessin Charlotte.

Am 12. Juni 1864 zog dies Kaiserpaar in seine Hauptstadt ein. Bald aber fand der neue Herrscher Widerstand von allen Seiten. Nach dreijährigen harten und blutigen Kämpfen rief Napoleon seine Truppen zurück. Maximilian, von der Übermacht seiner Feinde besiegt und in die Festung Queretaro eingeschlossen, mußte sich ergeben, nachdem der Feind durch Verrat in die Festung eingedrungen war. Er wurde gefangen, mit seinen Getreuen kriegsrechtlich zum Tode verurteilt und am 19. Juni 1867 erschossen. Er starb als Held; seine Gemahlin wurde durch den Gram über ihr namenloses Unglück wahnsinnig.

Dieser heldenmütige aber unglückliche Fürst hat ein Tagebuch hinterlassen, in welchem er viele interessante Erlebnisse berichtet. So erzählt er aus der Zeit, in welcher er österreichischer Fregattenkapitän war, folgendes: Während einer Seereise wurde ein todkranker Matrose seines Schiffes in der Hängematte auf das Vorderdeck gebracht, damit er in frische Luft käme. Der Arzt meldete, daß der Kranke sterben werde. Es war kein Priester von der nahen Küste zu erlangen; die Schiffsmannschaft stand blöde und stumm rings um den Schwerleidenden. Maximilian forderte einen aus den Matrosen auf, mit dem sterbenden Kameraden zu beten. Doch niemand hatte den Mut dazu. Indessen die Zeit drängte, wenn mit diesem Menschen, ehe der Tod eintrat, noch gebetet werden sollte; denn die Augen des Sterbenden verglärten, und er konnte nur noch undeutliche Worte lallen. Maximilian faßte einen Entschluß; er eilte in seine Kajüte, holte ein Gebetbuch und kniete bei dem Sterbenden nieder, um ihm ein Gebet vorzulesen. Er hatte noch nie zuvor

einen Menschen sterben sehen und schreibt über dieses Ereignis: „In unerm Jahrhrundert fühlt man sich in solchen Augenblicken von einer unbegreiflichen Verlegenheit erfaßt, die Religion ist zu einem Gegenstande des Unbehagens geworden.“

Sicherlich, es war treugemeint, daß Maximilian, als niemand mit dem Sterbenden Matrosen zu beten vermochte, selbst niederkniete. Es war ein Beweis seiner religiösen Gefinnung; er wollte doch tun, was in seinen Kräften stand, um, wenn irgend möglich, seinem Sterbenden Matrosen zur ewigen Errettung zu helfen. Aber was war das Resultat? Der edle Fürst fühlte, daß er selbst nicht beten konnte und daß auf dem großen Schiffe niemand war, der einem Sterbenden Worte der Errettung sagen oder mit ihm beten konnte. Weder die Schiffsoffiziere, noch der Arzt, noch die Matrosen konnten es. In diesem Augenblick, wo Gewißheit des Glaubens, Kindesvertrauen und Freimütigkeit nötig war, um dem Throne der ewigen Gnade zu nahen, fand dieser tapfere Fürst in sich und seiner Umgebung Verlegenheit und Unbehagen. Sie hießen Christen, aber sie schienen nicht zu wissen, daß ein wahrer Christ ein veröhntes Kind des allmächtigen Gottes ist, welches seinem himmlischen Vater alles sagen und von Gottes errettender Gnade zeugen darf. Dazu reicht eben religiöse Gefinnung und Edelinn nicht aus, dazu bedarf man: **Leben aus Gott!**

Freilich, als die Augen des Sterbenden verglasten und seine Zunge nur noch lallen konnte, war es für ihn zu spät, um errettet zu werden — seine Gnadenzeit war abgelaufen. Ehe das Dunkel des Todes herankam, wäre es Zeit gewesen, nicht nur für den Sterbenden, sondern für alle und für den Erzherzog Maximilian selbst, hinzuschauen zum Kreuze von Golgatha und mit heißem Flehen zu beten: „Jesus, wir haben keinen Retter als Dich; Jesus, wasche mich mit Deinem Blute; laß mich in Deinen Wunden Frieden und ewiges Leben finden!“

Aber niemand vermochte so zu beten, auch Maximilian konnte es nicht, wie er selbst bekennt. Er war edel und hohen Geistes, aber **fern von Gott**. Er konnte nicht sagen wie König David: „Laß die Reden meines Mundes und das Sinnen meines Herzens wohlgefällig sein vor Dir, Jehova, mein Fels und mein Erlöser!“ (Ps. 19, 15[14].) Und doch hätte er auf seinem schwierigen

Lebenswege nichts nötiger gehabt als dies. Er zog aus, ein Kaiserreich einzunehmen, und war nicht gewöhnt, mit dem Allmächtigen zu reden, der allein Sieg und Erfolg geben kann. Wie ernst, daß man nicht nur von Maximilians Schiffe, sondern auch von seinem Leben sagen muß: Kein Beter an Bord!

Dieselbe Tatsache umgibt uns von allen Seiten. Die Menschen sind ihrer Natur nach irdisch gesinnt, sie vergessen ihres Schöpfers, obwohl sie rings von den Wunderwerken Gottes umgeben sind. Sie vergessen die Ewigkeit und das Gericht, obwohl sie auf den Flügeln der Zeit mit unaufhaltbarer Eile dahingetragen werden. Pflicht und Arbeit, tausend Wünsche und Pläne, Essen und Trinken, Kleider, Geld, Luft und Hoffart des Lebens füllen die kurzen, nie wiederkehrenden Tage des Menschen aus.

Wohl waren die Männer auf Maximilians Schiffe treu, gehoriam, viele auch bescheiden, edelgesinnt, mit mancher Tugend geschmückt, aber sie kannten Jesum nicht, sie waren nicht mit Gott veröhnt, sie hatten keine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens, darum konnten sie auch nicht mit Kindesvertrauen dem Throne der Gnade nahen. Sicherlich gab es viele auf jenem Schiffe, welche die kostbaren Worte gelernt und behalten hatten: „Unser Vater, der Du bist in den Himmeln!“ Als es sich aber darum handelte, ob der einzelne in Glaubensgewißheit sagen konnte: **„Mein Vater!“**, ob er den Vater kannte und als Kind zu seinem Vater im Himmel reden konnte von der eigenen Not und der Not eines sterbenden Kameraden, da konnte er es nicht. **Kannst du es?** Kennst du deinen Vater im Himmel und kennst du dich selbst als deines Vaters veröhntes Kind? Kennst du Jesum, deinen Retter, der dich veröhnt hat mit Seinem Opfer auf dem Kreuze von Golgatha?

Dies Schiff, auf dem kein Beter war, dieser edle Fürst, der hinauszog, um eine Krone zu erringen, und der doch nur Verrat und Untergang fand, das alles sind treffende Abbilder davon, wie der Mensch mit seinen irdischen Wünschen und Plänen durch das Leben schreitet. Er ist fern von Gott. Seine Sünde scheidet ihn von dem Gott aller Gnade. Sein blindes Auge erkennt weder die Liebe, die ihn sucht, noch die Berge seiner Schuld. Er lebt ein verlornes Leben, das einem hoffnungs-

lofen Ende zueilt. Aller Edelfinn, alle menschliche Tugend vermag an diesen ernsten Wahrheiten nichts zu ändern. Gott sieht die Menschen, wie sie ihren Weg gehen, fern von der Gnade, und Er urteilt über solches Leben: „Ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt!“ Aber die Bibel sagt dies einer verlorenen Welt nicht, damit die Menschen auf ihren Wegen weitergehen zum Verderben, sondern damit sie zu Jesu kommen, damit sie die Gnade, die gewisse Hoffnung, das ewige Leben finden.

II.

Unter der Macht des Fürsten dieser Welt.

„**A**uch euch, die ihr tot wart in euren Vergehungen und Sünden, in welchen ihr einst wandeltet nach dem Zeitlauf dieser Welt, nach dem Fürsten der Gewalt der Luft, des Geiltes, der jetzt wirksam ist in den Söhnen des Ungehorsams; unter welchen auch wir einst alle unsern Verkehr hatten in den Lüften unsres Fleisches, indem wir den Willen des Fleisches und der Gedanken taten und von Natur Kinder des Zorns waren, wie auch die übrigen.“ (Eph. 2, 1—3 wörtl.)

Dies ist ein Gemälde, von der Meisterhand Gottes, in welchem das Leben der Kinder der Welt unter der Gewalt des Fürsten, dem sie unbewußt dienen, dargestellt wird. Sage nicht im Blick auf manchen ungläubigen Kameraden, der ein edler, pflichttreuer Mann ist: Das ist zu hart! Sage nicht im Blick auf manche Familie, wo menschliche Idealgestalten edler Frauen vor deinem Auge stehen: Das ist nicht wahr! Ehre das Wort Gottes! Lerne dich selbst und die Welt um dich her anzuschauen im Licht der Ewigkeit und der Gegenwart des heiligen Gottes, der Augen hat wie eine Feuerflamme! Er sieht die

6

Menichen, die nach Ihm nicht fragen, in ihrer wahren Gestalt. Allein die Tatsache, daß jene edlen, pflichttreuen Menichen ihr Herz nicht von der Liebe Jesu überwinden lassen, daß sie meinen, eine Bekehrung aus der Welt zu Jesu nicht nötig zu haben, stempelt sie zu „Söhnen des Ungehorfams“, welche unter der Herrschaft des Fürsten dieser Welt ihre Lebensstraße ziehen, so edel auch ihre menschliche Gestalt sein mag.

Deshalb gewährt auch die beste menschliche Erziehung an sich keine Bürgschaft für ein Gott wohlgefälliges und von Gott gesegnetes Leben. Wie schnell werden die Einflüsse einer edlen Mutter, eines treuen Vaters überwunden in solchem jugendlichen Leben, wenn es auf den Platz kommt, wo man den Willen des Fleisches in Lüften und Begierden tut! Es war ein Sohn aus solcher vornehmen und edlen Familie, der vor einigen Jahren die Wette einging, eine ganze Flasche Kognak in einem Zuge zu trinken. Er hatte durchaus nicht die Absicht, etwas Schlechtes zu tun; er war nur aufgestachelt durch die Renommagen einiger Kameraden. Als aber am nächsten Morgen der beklagenswerte junge Mann tot auf seinem Bette lag, sah man das Ereignis und den Kreis, in welchem das Unheil geschehen war, in der richtigen Beleuchtung. Inwieweit bei diesem schmerzlichen Begräbnis die göttliche Wahrheit und der Ernst der Verantwortung den Beteiligten ausgesprochen wurde, um die Lebenden, welche dies Grab umstanden, zur Buße zu rufen, ist nicht bekannt geworden. Wahrlich, eine passende Gelegenheit, um Sünder zu überführen von den Früchten, die an dem Baume ihres von Gott gelösten Wesens und Lebens gewachsen waren!

Viele lebenswürdige Menichen gehen völlig auf in dem Strom der Alltäglichkeit der vergänglichen Dinge. Eine ununterbrochene Kette von Tagesarbeit, von dienstlicher, kameradschaftlicher und gesellschaftlicher Pflicht, von Zerstreung und Vergnügen bindet alle Gedanken so fest in die vergänglichen Dinge hinein, daß die Menichen Gottes vergessen. Wohl gibt es wertvolle Gespräche über dienstliche Interessen, über politische und Tagesereignisse, es gibt förderliche Lektüre aus der militärischen und wissenschaftlichen Literatur; aber das alles bringt keine Ewigkeitsluft in die irdische Atmosphäre, in welcher man lebt. Wie oft auch gleiten die Gespräche über Mängel oder vermeintliche

Ungerechtigkeiten der Vorgesetzten, über Elfen und Anzug, über Theater, Zirkus und Ball, über Pferde und Hunde weiter bergab zu jenem andern Thema, das man in Gegenwart von Mutter und Schwester nicht berühren darf. Jedesmal, wenn solche Entgleisung der Unterhaltung stattfindet, bildet sie eine neue Ausfaat zu neuen Sündenbildern und Versuchungen.

Von zahllosen Menschenleben muß man sagen: Irdisch ihre Gedanken; irdisch ihre Gespräche, irdisch alle Wünsche. **Es fällt kein Ewigkeitslicht in solches Leben.** Wohl geht man zum dienstlichen Kirchgang, aber man räumt dem Worte Gottes keine lebenerneuernde Wirkung ein. Man geht zum Begräbnis eines Kameraden oder eines Soldaten, aber das alles stellt sich nur dar als die „Erledigung einer Pflicht“, aus welcher man unverändert in denselben Kreislauf der Alltäglichkeit zurückkehrt, sei es zu anderm Dienst, sei es zu Zeitung und Zigarre oder zu einer Gesellschaft. Man ist weit davon entfernt, irgend eine Einwirkung des Wortes Gottes auf das tägliche Leben zu erwarten, für nötig oder möglich zu halten. Für diese Wirkung scheint überhaupt der Raum zu fehlen.

Der Fürst dieser Welt will das Wort der Wahrheit und Gnade Gottes an den Menschen unwirksam machen. Er bringt sie unter die Meinung, das Wort Gottes werde ihnen nur vorgelesen, um die religiöse Form zu erfüllen. Gott aber will den Sünder von seinem verlorenen Zustand überführen. Sein heiliges Wort bezeugt, daß sowohl der Tugendhafte wie der Lasterhafte, der Fromme wie der Gottlose gefangen ist unter der Gewalt eines unbarmherzigen Feindes, der ihn zwingt, seinen Willen zu tun, bis die Gnade Gottes dem Menschen die Augen öffnet über die Liebe, die in Christo erschienen ist für eine verlorene Welt. Der Heilige Geist läßt Paulus unter sein vergangenes Leben trotz aller seiner Frömmigkeit die Unterschrift setzen: „Tot in Vergehungen und Sünden!“ Er sagt ausdrücklich: „Wir taten den Willen des Fleisches und waren von Natur Kinder des Zornes, wie auch die übrigen.“

Der große Apoltel war weder ein Ehebrecher noch Trinker noch Betrüger, sondern er konnte im Blick auf sein moralisches Leben sagen: „Was die Gerechtigkeit betrifft, die im Gesetz ist, tadellos erfunden“ (Phil. 3, 6 wörtl.).

Dennoch spricht er über sich und alle Menschen aus, auf welchem Platze und in welchem Zustande sich der Mensch von Natur vor dem Auge des heiligen Gottes befindet. Er ist ein verlorener Sünder, der **Errettung** bedarf. Ob er in der Namenchristenheit geboren ist, ob als Jude, Mohammedaner oder Heide — er muß dies große: „**Gott aber!**“ erlebt haben, mit welchem die Gnade dem verlorenen Sünder begegnen will. „Gott aber, der reich ist an Barmherzigkeit, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat, als auch wir in den Vergehungen tot waren, hat uns mit dem Christus lebendig gemacht — durch Gnade seid ihr errettet“ (Eph. 2, 4—5). Wer dies nicht erlebt hat, wie es Paulus erlebt hat, und wie es alle wahren Gläubigen erlebt haben, ist und bleibt nach Gottes Urteil „tot in Sünden“ (Eph. 2, 1), „Keine Hoffnung habend und ohne Gott in der Welt“ (Eph. 2, 12).

Wohl haben die Menschen, die ohne Jesus leben und sterben, Hoffnungen, aber es sind irdische, die in den Stürmen des Lebens zerbrechen — und was davon bleibt, nimmt der Tod dem Menschen aus der Hand. In ihrem ganzen Erdenleben können diese **Armen** niemals sagen: Gott geht mit mir, Gott ist für mich, ~~ich~~ bin von der ewigen Gnade des Vaters getragen! Darum urteilt Gott von ihnen: „**Keine Hoffnung habend und ohne Gott in der Welt.**“ Diesen Mangel vermag kein menschliches Ideal von Ehre und Pflicht auszugleichen. Die stolzen Vorbilder menschlicher Charakterstärke, Größe und Tugend vermögen wohl das Herz zu begeistern und zu großen Taten anzuspornen — aber sie vermögen nicht, dem Herzen zu bringen, wonach es leuchtet: **Frieden mit Gott und unzerbrechliche Hoffnung.** Alles, was aus der menschlichen Natur hervorkommt, trägt den Stempel der Sünde und des Todes an sich.

In diese Welt des Todes kam Jesus. „In Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen“ (Joh. 1, 4). Wenn der Strahl der Gottesliebe, die in Christo erschien, in ein Menschenherz leuchtet, wenn Jesus in ein vorher hoffnungsloses Leben Einzug hielt, dann kann ein Mensch bekennen: „Gott aber, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat,“ hat mich durch

das Blut Jesu unter die Gnade gebracht. Hier liegt der große Unterschied zwischen einem bekehrten Christen und einem Kinde der Welt, mag letzteres noch so edel und moralisch sein: Der eine hat die Gnade erfahren und besitzt eine ewige Hoffnung; sein Leben gehört dem Herrn, und Jesus geht mit ihm durchs Leben. Der andre kennt Jesum nicht; er weiß nicht, was die Gnade Gottes ist; seine Ziele und Hoffnungen sind irdisch, verweslich und zerbrechlich; sein Leben und Streben ist auf Sand gebaut; an der Schwelle der Ewigkeit fällt alles, was er besaß, in Staub zusammen.

III.

Erzogen zur Ehre und Pflicht.

Ein Menschenleben, in welchem Jesus, der Erretter, die Gnade Gottes und die Ewigkeitskräfte der unsichtbaren Welt nicht zur Herrschaft gekommen sind, befindet sich auf dem breiten Wege, der zum ewigen Verderben führt. Sicherlich haben die menschlich-edlen Motive ihren menschlichen Wert, aber sie haben weder eine befreiende noch eine bewahrende Kraft im Blick auf die Macht Satans und auf die Ketten der Sünde. **Der Sünder bedarf Erlösung, Befreiung, Lebenserneuerung.** Ohne diese große Verwandlung, ohne Bekehrung und Wiedergeburt bleibt er auf dem Todeswege. Der irdische Geschichtschreiber kann vielleicht von solchem Manne große Taten verzeichnen — dennoch wird jedes Leben, welches nicht für Gott, sondern für die Welt gelebt wurde, eingezeichnet werden in die Bücher des göttlichen Gerichts.

Der natürliche Mensch fragt in seinem Stolze: Soll denn alle Tapferkeit, Hingebung und Aufopferung nicht genügen, um einen Menschen, der das Gute will und edel geynt ist, vor Gott zu rechtfertigen und seine „menschlichen Schwachheiten“ auszugleichen? Die Schrift sagt: **Nein! Niemals!** Wie könnten Taten und Werke eines Sünders ihn je rechtfertigen vor dem heiligen Gott? Hier sei z. B. einer der Edelsten aus der Schar

der Edlen genannt. Saladin, der Sultan von Ägypten und Syrien (1137—1193), war tapfer, großmütig, gütig, wohlthätig gegen die Armen, ernst und gottesfürchtig, dabei tief bewußt der Vergänglichkeit alles dessen, was er auf Erden befaß. Er befahl, man solle nach seinem Sterben sein Sterbekleid durch die Straßen der Stadt tragen, und ein Herold solle ausrufen: „Sehet da alles, was vom Sultan Saladin übrig geblieben ist!“ Mehr als 700 Jahre sind seit Saladins Tode vergangen; sein Grab ist noch heute ein Wallfahrtsort und der Gegenstand zahlloser Huldigungen. Aber kann das alles eine einzige Sünde wegnehmen aus seinem mit so viel Blut belasteten Leben? Es paßt auf ihn, den Mohammedaner, genau wie auf seinen namenchristlichen Gegner, den grausamen und gewissenlosen Richard Löwenherz, trotz aller ihrer großartigen Siege und Erfolge, dasselbe Wort, welches die Bibel über jeden unbekehrten Menschen spricht: „Keine Hoffnung habend und ohne Gott in der Welt.“ (Vergl. Eph. 2, 11—12.)

In den geistig so mächtig bewegten Tagen der Gegenwart wird in unserm Volke für und wider die Wahrheit des Evangeliums gekämpft. Nicht die soziale Frage bildet den Angelpunkt, um welchen das große Ringen der Menschheit des 19. und 20. Jahrhunderts sich dreht, sondern die Frage: **Für oder wider Christus?** Deshalb führt Satan, der große Feind Jesu, heute Mächte und Gewalten der Sünde in den Kampf wie nie zuvor. Wie weit dies geht, mag dadurch erwiesen werden, daß eine Vereinigung von gebildeten Männern in Deutschland in jüngster Zeit durch eine öffentliche, diesem Zweck dienende Zeitschrift das Ziel erstrebt, die gesetzliche Beltrafung des Lasters in seiner unnatürlichsten, widerlichsten Gestalt zu beseitigen, um freie Bahn zu schaffen für die Entartung des menschlichen Geschlechts. Was Gottes Wort als die tiefste Stufe menschlicher Verfunkenheit darstellt (Röm. 1, 27), dafür wird gesetzliche Straflosigkeit gefordert. Dies ist nur eins der vielen Zeichen unserer Zeit, welche die Entfesselung der Gewalt der Finsternis beweisen.

Wie sollte in solcher Zeit eine Erziehung der Jugend zur Ehre und Pflicht ausreichen für den Kampf des Lebens? Nein, es bedarf der Siegeskräfte aus der Ewigkeit. Wie können diese Ewigkeitskräfte in unserm Offizierkorps wirksam

werden? Nur durch das Wort Gottes und durch lebendige Christen, welche die Liebe Gottes, die Gegenwart des Herrn und die Realität des Evangeliums in der Mitte ihrer Kameraden mit Wort, Tat und Leben bezeugen.

Kaum sind die jungen Männer aus dem Elternhause in das Leben hinausgetreten, so werden sie umringt von littlichen Gefahren, von materialistischer Lebensanschauung. Wo finden sie Männer, welche ihnen die göttliche Wahrheit bezeugen? Sie kommen in schwere innere Konflikte — wer zeigt ihnen den Ausweg, wenn im Kreise ihrer Kameraden keine wahren Christen zu finden sind? Hier ein Beispiel aus älterer Vergangenheit.

Leutnant g war eine bemerkenswerte Erscheinung. Er war, wie man zu sagen pflegt, ein sympathischer Mensch. Sein angenehmes Gesicht mit ruhigem Blick, fein gehaltenes Wesen, seine geistige Begabung und seine tadellosen Umgangsformen erhoben ihn über den Durchschnitt. Er war der Sohn eines alten Offiziers, der mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse aus Frankreich heimgekehrt war. Unter einer Erziehung von eiserner Strenge aufgewachsen, hatte er den Begriff von Ehre und Pflicht mit der Muttermilch eingefogen. Dann ins Leben hinausgetreten, wuchs er hinein in jene andern Begriffe: daß Fleischeslust zu den standesgemäßen Rechten der Jugend gehöre und daß man die Jugend genießen müsse, solange man jung sei. Dem Namen nach von römisch-katholischer Konfession, hatte er in Wahrheit keine Religion. So blieben ihm denn für den Kampf des Lebens nur die menschlichen Begriffe von Ehre und Pflicht, verbunden mit Willensenergie und hohem persönlichem Mute. Die Verbindung mit der oberen Welt, mit Gott, fehlte!

Eines Tages stürzte er bei einer Übung mit dem Pferde und erlitt einen Schienbeinbruch, der im Lazarètt nicht glücklich geheilt wurde. Die Schwäche und die Schmerzen, welche zurückblieben, machten ihn für längere Zeit unfähig zum Frontdienst. Er wurde daher als Adjutant des Bezirkskommandos nach X. abkommandiert, einem kleineren Ort. Dort geriet er in die Schlingen eines Weibes, die ihm ein Eheversprechen entlockte. Wieviel Schuld dabei auf der einen oder andern Seite lag, weiß Gott.

Die Tatfache, daß er nun durch sein Wort an diese Persönlichkeit gebunden war, legte sich wie eine dunkle Wolke auf das Leben des jungen Offiziers. Was war zu tun? Sein Wort band ihn, und doch war es seine tiefe Überzeugung: Ich kann und will solche Frau nicht heiraten. Welch unlösbarer Konflikt! In diesen Tagen erhielt er von einem älteren Kameraden, der ihn schätzte und liebte, einen Brief, in welchem er ermutigt wurde, trotz aller Schmerzen und Beschwerden, die sein gebrochenes Bein ihm bereiteten, nicht zu verzagen, sondern sein Vertrauen auf Gott zu setzen. Der Brief wies ihn in großer Liebe auf Jesum und auf Gottes Wort, um in Buße und Glauben zu Dem umzukehren, aus dessen Todeswunden für alle heilsverlangenden Sünder ewiges Leben fließt. Die Wirkung dieses Ewigkeitsstrahles auf das Herz des jungen Offiziers war zunächst eine tiefe Beschämung. Er fühlte wohl, daß er solcher Liebe nicht wert sei, aber er verstand nicht, daß der Herr durch diesen Brief mit ihm reden wollte und daß Gottes Liebe ihn suchte. In seiner verzweifelten Lage sollte er zu Dem gezogen werden, der Rat und Weg hat, wenn wir Menschenkinder keinen Ausweg sehen. Während Gottes Gnade so an sein Herz klopfte, flüsterte Satan ihm ins Ohr: **Aus deiner Lage gibt es keinen Ausweg!** Es wurde dunkel und immer dunkler um ihn und in ihm. Er fuhr in die nächste Universitätsstadt, ließ sein Bein von einer chirurgischen Autorität untersuchen und beschloß, sich der vom Arzt für unbedingt erforderlich erachteten Operation zu unterziehen. Das Bein sollte noch einmal gebrochen werden, um dann richtig zusammenzuheilen. Indem er so Genesung suchte, hoffte er zugleich, wenigstens für einige Zeit, aus den bedrückenden Stricken jenes Verhältnisses gelöst zu werden. Der Gedanke: Du mußt aus diesem Konflikt auf irgend eine Weise heraus! war zum Entschluß geworden. Es blieb nur noch die Frage übrig, ob es einen andern Ausweg als den Selbstmord geben könnte.

Was es für einen jungen Mann heißt, sich in solcher inneren Verfallung einer so schmerzhaften Operation zu unterwerfen, mag man erwägen. Die Operation wurde alsbald vollzogen, und der junge Offizier lag nun mit geschientem Bein in seiner Krankentube unter der Pflege einer barmherzigen

Schwelter. Da erschien in der Klinik die, welche seine Frau zu werden wünschte, um ihn zu besuchen. Dies trieb ihn zur Entscheidung. Am folgenden Tage erscholl in der Krankentube ein Knall. Man eilte herbei. Der unglückliche junge Mann hatte sich den Revolver aufs Herz gesetzt. Jedoch die Mündung hatte sich verschoben, der Schuß durchbohrte die Lunge und traf das Rückgrat. Der tödlich Verwundete blieb bei klarem Bewußtsein, obwohl die untere Hälfte des Körpers völlig gelähmt und gefühllos war.

Durch einen Reisenden der Universitätsstadt gelangte die Nachricht in der dunklen Form einer tödlichen Erkrankung noch an demselben Tage in die Garnison des Regiments, und am nächsten Vormittag saß derselbe Kamerad, der jenen Brief in so viel Liebe geschrieben hatte, am Bette des Schwerverwundeten jungen Offiziers. Da hörte dieser Worte des ewigen Lebens, Worte von der Liebe des Gottes, welcher Errettung hat für den schuldigsten Sünder, Hilfe für das verlorenste Leben. Er hörte von der Macht des Blutes Jesu, welches Fluch in Segen zu verwandeln mag und Sterbenden Sündern ewiges Leben anbietet. Jetzt bekannte der junge Offizier die ganze Geschichte seiner Sünde und seines Elends. Als sein Kamerad an seinem Bette mit ihm und für ihn die Gnade Gottes angerufen, bezeugte der Schwerverletzte, daß er sich nun glaubend in Jesu Hände legen wolle.

Die Kunst der Ärzte konnte den gelähmten Unterkörper nicht mehr herstellen, doch gelang die Heilung der Wunde so weit, daß das Leben noch für neun Monate erhalten blieb. Die greise Mutter genoß das schmerzliche Vorrecht, den schwerleidenden Sohn, der so still geworden war, zu pflegen, bis endlich der letzte Atemzug getan war.

Die Erziehung zur Ehre und Pflicht hatte nicht genügt, um dies Leben zu bewahren. Gott aber, der da reich ist an Barmherzigkeit, hatte, als alles für Zeit und Ewigkeit verloren schien, mit dem Licht Seiner Gnade in diese dunkle Nacht von Sünde, Schuld und Verzweiflung hineingeleuchtet. Jesus hatte noch einen Weg der Errettung zu den Höhen ewiger Vergebung, ewiger Gnade, ewigen Lebens. Diesen Weg konnte aber nur ein Christ weisen, der selbst Jesu ewiges Eigentum ge-

worden war und den Weg des Friedens kannte. Hier drängt sich unwillkürlich die wichtige Frage hervor: Wieviele Offiziere besitzen wir, die so auf dem Felsen der Errettung und des Wortes Gottes stehen, daß sie solche Wegweiser sein können?

Der traurige Prozeß Bille war ein schmerzliches Unglück für unser Heer und Vaterland. Die Feinde unserer Wehrmacht, sowohl die innerhalb als außerhalb der deutschen Grenzen, zeigen mit unverhüllter Freude auf den Gerichtssaal zu Metz und rufen: Da seht ihr das wahre Bild des deutschen Offizierkorps!

Wer letzteres kennt, weiß, daß das eine schwere Ungerechtigkeit ist. In Forbach handelt es sich um das Zusammentreffen von so eigenartigen und im üblen Sinne einzigartigen Persönlichkeiten und Verhältnissen, daß niemand ein Recht hat, die Enthüllungen des Prozesses als typisch für das Wesen und Leben unsers Offizierkorps hinzustellen. Was da zutage kam an Untreue, Verleumdung, Ehebruch, niederer Gefinnung und Unzuverlässigkeit, hat der preußische Kriegsminister mit Recht ohne jede Entschuldigung der Verurteilung preisgegeben; zugleich aber hat er es mit Recht weit von sich gewiesen, daß dieses Nacht- und Sumpfgemälde ein Bild des deutschen Offizierkorps sei.

Jedoch enthält der Prozeß Bille eine Erscheinung, welche beachtenswert ist: in den tagelangen Verhandlungen kam weder eine Persönlichkeit noch Andeutung zutage, welche erkennen ließ, daß unter den beteiligten Personen irgend jemand vorhanden war, der Gott kannte oder vor Gott wandelte. Keine Silbe verriet an irgend einer Stelle, daß das Wort und der Wille Gottes eine wirkliche Macht sei, vor der der Mensch sich zu beugen habe. Dieselben Verhandlungen mit allen Reden der Verteidiger und Ankläger, der Angeklagten und Zeugen hätten ebenogut im Lande des Buddha oder Confucius stattfinden können. Es waren Bilder eines völlig von Gott und vom Christentum gelösten Lebens. Hier drängt sich die Frage auf: Ist der Prozeß Bille auch in diesem Punkte nur ein Zerrbild, eine Karrikatur? Oder wirft er Schlaglichter auf unsere Zustände in dem Sinne, daß es in unserm Offizierkorps an bewußtem, biblischen Christentum, an wahren Bekennern, Betern und Zeugen für Jesum und das Wort Gottes mangelt?

IV.

Wahres Christentum.

Ein wahrer Christ ist ein leuchtendes Licht in der Finsternis dieser Welt, in welchem Berufe er auch stehen mag. Wer in den Lichtkreis eintritt, muß das Licht sehen, er mag wollen oder nicht. Wäre es nicht höchst merkwürdig, wenn Jesus, der in allen Völkern und Berufsständen durch Seine wahren Jünger repräsentiert werden will, in unserm deutschen Offizierkorps keine Repräsentation durch wahrhaft bekehrte, biblische Christen haben sollte? Es scheint ja freilich so, und man hört es so oft behaupten, es sei unmöglich, inmitten unrer Standesgenossen in Wahrheit ein **biblisches Christentum** zu leben. Gott sei dafür gepriesen, daß durch lebendige Zeugen inmitten unrer aktiven Offiziere der leuchtende Gegenbeweis erbracht wird!

Die Frage: Kann man als deutscher Offizier den schmalen Weg eines bekehrten Christen gehen, nur fragend, was Jesu gefällt, was Sein Wort gebietet? muß mit „Ja“ beantwortet werden, und sie wird tatsächlich bejaht — wenn auch leider bisher nur von einzelnen Wenigen. Freilich, mit einem „Ja“ in Worten, in der Theorie ist hier nichts gewonnen, es handelt sich um das „Ja“ der Wirklichkeit des Lebens. Dies Ja muß unter das Wort des HERRN geschrieben werden: „Wer irgend Mir nachkommen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge Mir nach. Denn wer irgend sein Leben erretten will, wird es verlieren; wer aber irgend sein Leben verliert um Meinet- und des Evangeliums willen, wird es erretten. Denn was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne und seine Seele einbüßte? Denn was wird ein Mensch als Lösegeld geben für seine Seele? Denn wer irgend sich Meiner und Meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und lödigen Geschlecht, dessen wird Sich auch der Sohn des Menschen schämen, wenn Er kommen wird in der Herrlichkeit Seines Vaters mit den heiligen Engeln.“ (Mark. 8, 34—38 wörtl.)

Wer als ein bekehrter Christ ohne Kampf, ohne Schwierigkeit nur Ehre und Anerkennung zu finden hofft, wird sich irren. Er muß das Sünde nennen, was Gott Sünde nennt. Schon dieser

eine Punkt führt ihn zu einer tiefen Meinungsverschiedenheit mit manchen seiner sehr ehrenwerten Kameraden, welche den Begriff der Sünde austreichen wollen, wo es sich um Luft und Genuß handelt.

Auch kann ein wahrer Christ nicht mehr im Kreise seiner Kameraden schweigend oder gar lachend sitzen, wenn über unreine Dinge gelacht und in bösen Erzählungen gespottet wird. Er hat ja selbst um solcher Dinge willen vor Gott im Staube gelegen, um seine Sünde zu bekennen. Er kann nicht mehr wochen- oder jahrelang mit einem Kameraden freundschaftlich verkehren, den er Wege offener Sünde gehen sieht, ohne ihm Jesum zu bezeugen und das Heil. Stunde und Gelegenheit dazu erbittet und empfängt er vom HERRN. Die Wahrheit in seinem Herzen, die Macht Gottes in seinem Gewissen macht ihn zum Bekenner.

Er kann auch nicht den Schein gelten lassen, daß es etwas rühmliches sei, viel zu trinken und andre durch die Gewalt der Trinklitten in die Gefahr des Betrunkens zu bringen. Das Wort Gottes befreit ihn von dem Sklavenjoch hergebrachter Trinklitten. Es steht ja in der Bibel von ihm geschrieben: „Denn die vergangene Zeit ist uns genug, den Willen der Nationen vollbracht zu haben, indem wir wandelten in Ausschweifungen, Lüften, Trunkenheit, Festgelagen, Trinkgelagen und frevelhaften Götzendienereien; wobei es sie befremdet, daß ihr nicht mitlaufet zu demselben Treiben der Ausschweifung.“ (1. Petr. 4, 3—4 wörtl.)

Weit entfernt, daß eine treue Nachfolge Jesu, ein wahres, im Leben verwirklichtes Christentum, etwas abbrechen könnte von den Idealen des Soldatenstandes, ist gerade das lebendige Christentum der einzig sichere Weg, um die ideale Anschauung unsres Berufes zu bewahren inmitten einer Zeit, welche durch ihren gottfeindlichen Materialismus die Ideale zerstört. Dem wahren Christen werden seine Ideale auch dann nicht zerbrochen, wenn er zurückgesetzt oder gekränkt wird. Er wird dadurch nicht irre; er weiß, was der Mensch ist, und weiß sich unabhängig von Menschen; er weiß sein ganzes Leben in der allmächtigen Hand Gottes. Nicht das ist für ihn das Entscheidende, wie hoch er steigt, sondern: daß er da, wo er steht, treu erfunden werde.

Unfere Armee hat auch in diesem Stück große Vorbilder. In der Ruhmeshalle zu Berlin steht das Brustbild eines Hufaren-generals in Bronze gegossen. Sein ernstes, kühnes Antlitz fesselt jeden Beschauer. Dies ist Wilhelm Sebastian von Belling, geboren am 15. Februar 1719 zu Paulsdorf in Ostpreußen. Mit 18 Jahren Fähnrich bei einem Infanterie-Bataillon in Kolberg, wurde er sehr bald, weil er klein war, zu den litauischen Hufaren veretzt. Später kam er zu den Zietenischen Hufaren, wo er Eskadronchef war. Nach mannigfaltiger Bewährung wurde er 1758 Kommandeur eines neuerrichteten Hufaren-regiments. Mit seinen fünf Eskadrons nahm er am 15. April 1759 bei Basberg, im sächsischen Erzgebirge, zwei österreichische Regimente mit Fahnen, Standarten und Kanonen gefangen. Von 1759—60 focht er als Avantgardenführer gegen die Schweden mit so glänzendem Erfolge, daß König Friedrich ihn 1761 und 1762 den Krieg in Vorpommern selbständig weiterführen ließ.

Zwei Jahre lang verteidigte Belling mit zehn Eskadrons, zwei schwachen Bataillonen und sechs Geschützen Vorpommern gegen fünfzehntausend Schweden. Durch seine erstaunlich schnellen Märsche bei Tage und bei Nacht schien er überall zu sein und wurde doch da nicht gefunden, wo der Feind ihn vermutete. Er wartete nie den Angriff des Feindes ab; mit Windeseile warf er seine Schwadronen auf die feindliche Reiterei, um mit dieser auch das schwedische Fußvolk zu werfen. Sein Mut ließ sich durch kein Mißgeschick beugen; seine Unternehmungslust ermüdete nie.

Belling war ein wahrer Christ, ein Bibelchrist. Er begann jeden Tag, auch in den wechselvollsten Kriegszeiten, mit einem laut gesungenen Lobliede. Er erflachte auf den Knieen Gottes Beistand für jeden Tag, für jedes Gefecht. Wenn er abends laut betete, dankte er nicht allein für seine eigene Erhaltung, sondern er bat auch um Gottes Segen für sein ganzes Regiment. Seine Bibel, in der er täglich las, begleitete ihn stets. Da er alle seine Sorgen auf Gott warf, so war er stets fröhlich und hatte ein warmes Herz für alle. Unter seinen Offizieren und Hufaren verkehrte er wie ein glücklicher Vater mit seinen Kindern. Für die Verpflegung seiner Truppen sorgte er unermüdlich, so daß niemand Mangel litt.

Das Regiment Belling trug schwarze Dolmans mit grünen Sammetauflägen und Kragen, die Offiziere trugen goldene, die Hularen grüne Schnüre. Die hohe ungarische Filzmütze war mit einem silbernen Totengerippe geschmückt und trug den Wahlspruch: Vincere aut mori (Siegen oder Sterben). In dieser kleidamen Uniform, itets tadellos angezogen, ritt Belling einen Schimmel. Er ritt keine andre Farbe, obwohl die Schweden, die den gefürchteten Feind gut kannten, ihn oftmals zur Zielscheibe nahmen. Durch Belling wurde Blücher, da er am Kavelpaß in Mecklenburg gefangen genommen worden war (29. August 1760), bewogen, in preußischen Dienst zu treten. Belling wurde mit 43 Jahren Generalmajor. Obwohl er Ritter des Schwarzen Adlerordens war, wurde er, trotz vieler Auszeichnungen vor dem Feinde, erst 14 Jahre später Generalleutnant. Als solcher entließ er in seiner Garnison Stolp am 28. November 1779. An diesem Manne wurde die Verheißung des 1. Pfalms sichtlich erfüllt: „**Alles, was er tut, gelingt.**“

Möchte dies kurze Lebensbild den Bekennern Jesu im deutschen Offizierkorps eine Ermutigung sein, als treue Zeugen für Jesum in der Mitte ihrer Kameraden zu stehen! Gott wird auf ihrer Seite sein und sie segnen. Wo irgend ein Mensch dem Worte Gottes vertraut und gehorcht, da erfüllt der Allmächtige und Treue alle Seine Verheißungen! „Glücklich der Mann, der nicht wandelt im Rate der Gesetzlosen und nicht steht auf dem Wege der Sünder und nicht sitzt auf dem Sitze der Spötter, sondern seine Lust hat am Gesetze Jehovas und über Sein Gesetz sinnt Tag und Nacht! Und er ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und dessen Blatt nicht verwelkt, und alles, was er tut, gelingt.“ (Pi. 1, 1—3.)

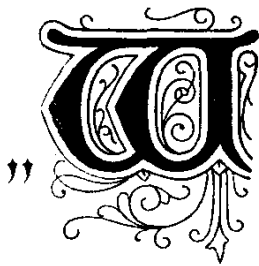


Von der Finsternis zum Licht.

(Anschließend an die früheren Berichte unter gleicher Überschrift, zuletzt Heft I 1903.)

VIII.

Herausgebetet.



„**W**enn ich jetzt sterben müßte, wäre ich ein verlornener Mann!“ Dieser Gedanke durchzuckte wie ein Blitzstrahl aus der Ewigkeit den Kopf eines Mannes, der, im roten Felde hinter der klaffenden Meute herjagend, mit seinem Pferde schwer stürzte und wie tot auf dem Platze blieb. Doch Gott hielt Seine schützende Hand über diesem Leben.

Markus Wright erwachte aus seiner Bewußtlosigkeit, und seine kräftige Natur überwand die Folgen des Unfalls. Er genas, um in gleicher Weise wie bisher hinter dem Trugbilde vergänglichem Glückes herzujagen; weungleich nicht mehr mit derselben Hast wie zuvor. Dieser damals sechsundvierzigjährige Mann entstammte als zweiter Sohn einem altenglischen Hause, das ihn nicht nur mit den großen Gaben eines guten Namens, guter Erziehung und gründlicher Bildung ausstattete, sondern ihm auch einen Platz in der vornehmsten Gesellschaft sicherte und ihm jeden irdischen Genuß, der durch Reichtum gewonnen werden kann, zur Verfügung stellte.

Auf großen Fußreisen durchzog er Schottland, die Schweiz, Deutschland — er studierte zuerst in England, dann einige Semester in Göttingen. Sein Aufenthalt in Rußland und Finnland gab ihm Gelegenheit, sich als unerschrockenen Jäger und sicheren Schützen auszuweisen. Im Stabe eines Großfürsten machte er unter Kaiser Nikolaus große russische Herbstmanöver mit und erfreute sich der Gunst des Hofes. Dann diente er als britischer Konsul in Wiborg mit Hingabe und weitem Blick den Interessen seines Heimatlandes; später in den Ruhestand getreten, bildete sein Haus einen gesellschaftlichen Mittelpunkt in der Grafschaft Gloucester; dort lebte er seinen eigenen Neigungen und den Interessen der Welt.

So war in großen Zügen das äußere Gepräge dieses Lebens, wie es sich vor den Augen der Menschen abspielte. Aber da war noch etwas, was die Welt nicht wußte. Markus Wright hatte drei ältere gläubige Schwestern, die mit großer Liebe den kleinen, früh seiner Eltern beraubten Bruder erzogen hatten. Ihre Gebete umgaben ihn tagtäglich und ersuchten von Gott, daß der geliebte Bruder, welcher mit klarem Bewußtsein und entschiedenem Willen der Welt und ihren Dingen lebte, auf seinem gottfernen Wege aufgehalten und errettet werden möchte aus der Finsternis der Sünde zu dem Licht der Gnade Gottes. Vierzig Jahre

lang wurden diese drei Schwestern nicht müde, zu ihrem Gott zu rufen; sie ließen sich nicht entmutigen, obschon kein Anzeichen der Erhörung zu sehen war. Sie warteten mit Ausharren: wahrlich, eine Glaubensprobe, die nicht viele bestehen!

Von dem Zustande des Mannes, der so mit Gebeten umgeben war, sagt sein Biograph, da er von seinen reiferen Jahren spricht: „Wehe dem, der es gewagt hätte, mit ihm über seine Seele zu sprechen!“ Auch von ihm hieß es: „Keine Hoffnung habend und ohne Gott in der Welt.“

Aber Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hatte andre Gedanken. In diesem Kampfe zwischen einem Menschen, welcher vor der Gnade floh, und der Gottesliebe, welche das Verlorne suchte, sollte der herrliche Sieg der Gnade offenbar werden.

Nah bei dem Landsitz des verabschiedeten Konsuls lebte eine gläubige Dame, die es sich zur Regel gemacht hatte, jedes Jahr um die Errettung eines bestimmten Menschen zu beten: ihr Flehen wurde wunderbar erhört; die Frucht ihrer Gebete war zunächst, daß der am Ort lebende Arzt zum Glauben kam. Nun begann sie für Markus Wright zu beten: es sollte nicht vergebens sein. Es ereignete sich folgendes: Im Jahre 1860 kam ein gesegneter Prediger Namens Radcliffe in die Umgegend von London. Dort befand sich zu dieser Zeit eine Nichte von Markus Wright bei Verwandten. Sie hörte diese Vorträge und machte im Hause ihres Bruders die persönliche Bekanntschaft des Evangelisten. In einem der Abende sprach Mr. Radcliffe über die Fürbitte und stellte seinen Zuhörern das große darin ruhende Vorrecht, wie auch die hohe Verantwortung vor Augen, besonders im Hinblick auf noch gottentfremdete Verwandte und Freunde. Das junge Mädchen, selbst seit lange gläubig an den Herrn, faßte dies auf und fragte sich in der Stille, für wen unter den vielen ihr Nahestehenden sie beten solle. „Bete für Onkel Markus!“ sagte ihr eine innere Stimme. „Nein,“ dachte sie, „da sind andre, die empfänglicher sind als er.“ — „Bete für deinen Onkel Markus!“ sie konnte sich dieser Weisung nicht entziehen, und zugleich ward ihr Glaubensfreudigkeit geschenkt, daß Gott ihre Fürbitte erhören werde. Das war am 23. Januar 1860. Mr. Radcliffe, der am nächsten Morgen abreisen wollte, hatte gesagt, er wäre bereit, an andern Orten in seinen Versammlungen Fürbitte zu tun für bestimmte Personen, falls deren Umstände und Bedürfnisse ihm in kurzer schriftlicher Notiz genannt würden. Als die junge Dame zur Ruhe ging, fragte sie sich, ob sie eine Bitte für ihren Onkel niederschreiben und Herrn Radcliffe mitgeben solle; doch war sie besorgt, ihr Onkel möchte davon hören und darüber aufgebracht werden. Dennoch wagte sie einige diesbezügliche Worte auf einen Zettel zu schreiben. Am nächsten Morgen fand sie Mr. Radcliffe ganz allein und dankte Gott für diese Gelegenheit, ihm den Zettel zu geben, dessen Gegenstand er zu einem Anliegen ernster Fürbitte zu machen versprach.

Täglich schaute die junge Dame nach der Antwort aus; ihr Glaube wurde ein wenig wankend, sie fürchtete, voreilig gewesen zu sein. So vergingen Wochen, bis sie wieder einmal bei ihrem Bruder zu Besuch weilte. Eines Abends klopfte er an ihre Tür und bringt einige Briefe, dessen einer die wohlbekanntesten Schriftzüge des Onkel Markus trägt; erwartungsvoll öffnete sie ihn.

„Meine liebe Lucie! Ich weiß nicht, was mich treibt, gerade Dir über ein Ereignis zu schreiben, welches ich natürlicherweise zuerst meinen Schwestern mitteilen sollte, die so viele Jahre für mich gebetet haben; aber ich fühle, daß ich Dir zuerst schreiben muß von den großen Dingen, die der Herr für mich getan hat, indem Er mich von meiner Sünde überführte und mich durch Seinen Heiligen Geist zu dem Blut Jesu führte, um Vergebung und Frieden zu finden.“

Das Wunder der Bekehrung dieses stolzen Weltmannes war geschehen — auf welche Weise Gott ihn überwunden hat, ist nicht bekannt geworden; es scheint, daß Gott Selbst eines Nachts mit ihm geredet hat. Mit großer Freude und Dank gegen Gott konnte die Nichte dem Onkel erklären, warum er getrieben worden war, ihr zuerst zu schreiben. Von dem Tage seiner Bekehrung an bis zum Ende seines irdischen Laufes zeigte das Leben von Markus Wright die vollste Entschiedenheit. Er war entschlossen, die noch vor ihm liegende Zeit mit ungeteiltem Herzen dem Herrn zu weihen. Er mußte etwas von dem unerseßlichen Wert der Zeit; einer seiner Lieblingsprüche war Joel 2, 25: „Ich werde euch die Jahre erstatten, welche die Heuschrecke, der Abfresser und der Vertilger und der Mager gefressen haben, — Mein großes Heer, das Ich unter euch gesandt habe.“ Dies wandte er auf sein eigenes Leben an, und Gott erfüllte Seine Verheißung; die verlorenen Lebensjahre, die er für sich selbst und für die Welt gelebt hatte, ersetzte ihm Gott, indem Er die noch vor ihm liegende Zeit mit überströmenden Segnungen erfüllte. Bei ihm wurde es eine praktische Tatsache: „Das Leben ist für mich Christus.“ Er war bereit, „zur Zeit und zur Unzeit“ ein Zeuge seines Herrn zu sein. Markus Wright senkte sich vor allem in das teure Wort Gottes. Früh aufstehend, verwendete er täglich viele Stunden, um seine Bibel zu erforschen. So gewann er in kurzer Zeit eine tiefe und umfassende Kenntnis der Bibel und wurde dadurch befähigt, vielen Seelen ein Wegweiser zum Heiland zu sein und die Gläubigen durch Wort und Brief zu ermuntern und zu ermahnen.

Einige Wochen vor seinem Tode sagte er zu einem Freunde im Blick auf sein vergangenes Leben: „Ich bin jetzt ein alter Mann und nicht weit von der Ewigkeit; Sie können jedem sagen, daß mir in den Jahren vor meiner Bekehrung kein Wunsch unerfüllt geblieben ist. Ich habe das Leben unter den verschiedensten Verhältnissen und in vielen Ländern kennen gelernt. Was es an Genuß im Sport, im politischen und militärischen Leben gibt, ich habe es alles gekostet. Während dieser 49 Jahre meines Lebens habe ich nicht gewußt, was es heißt, Frieden zu haben; Ruhe und Frieden kannte ich nicht. Aber in den 22 Jahren nach meiner Umkehr zu Gott ist mein Frieden gewesen „wie ein Strom.““

Die vorstehend erzählten Ereignisse, für deren historische Wahrheit Bürgschaft geleistet wird, enthalten eine praktische Belehrung über die Macht der Glaubensfürbitte. Gerade in der Fürbitte um die Errettung unbefehrter Kinder, Geschwister oder Eltern wird einerseits viel geseufzt, andererseits viel gefehlt und versäumt, während so selten das Ausharren des Glaubens bewährt wird. Darum werden auch so wenige Erfahrungen gemacht von den Wundern Gottes. Gläubige, welche in Wahrheit das Verlangen haben, teure Angehörige aus den Schlingen Satans, der Welt und der Sünde befreit zu sehen, sollten vor allen Dingen vor Gott fragen: Habe ich mir denn alle Schlingen zerreißen lassen, mit denen ich gefesselt war? Habe ich völlig gebrochen mit der Welt? Wie könnte ein Kind Gottes dem Feinde eine Beute entreißen durch Glaubensgebet, wenn es in seinem eigenen Leben Dinge festhält, die Gott betrüben, verunehren und die eigene Kraft schwächen? Willst du wirklich ein Beter sein, dessen flehen Macht bewährt, um den Satan zu zwingen, daß er einen Gefangenen loslassen muß, so frage, ob du selbst gelöst bist. Erst wenn ein Mensch auf dem Gebiete des Geldes, der Ehre, der Lust und des Menschenlobes vom Satan nichts mehr annimmt — erst dann hat ein solcher Macht des Glaubensgebetes.

Dann noch eine zweite Frage: Vermagst du auszuharren in der Fürbitte wie das Kananäische Weib? Sei ehrlich vor Gott und dir selbst! Hast du wirklich Wochen, Monate, Jahre lang mit täglichem heißem flehen von Gott die Errettung deines Sohnes, deiner Tochter so erbeten, daß du dem gegenwärtigen Gott die erbetene Gabe mit unwiderstehlichen Bitten aus der Hand genommen hast? Erblickte dein Herz die geliebte Person als einen durch göttlichen Richterspruch verurteilten Menschen, für welchen du Begnadigung ersuchtest, ehe es zu spät wäre?

Endlich drittens: Hast du den Personen, um deren Errettung du batest, das Evangelium vorgelebt und Jesum bezeugt? Hast du die Gelegenheiten benützt, um ihnen die Wahrheiten der Bibel nahe zu bringen durch Wort oder durch Brief, oder durch gute Blätter und Bücher? Kann der Herr dir auch das Zeugnis geben: „Sie hat getan, was sie konnte“? (Mark. 14, 8.)

Diejenigen unsrer Leser, welche das hohe Vorrecht der Fürbitte in Wahrheit ausüben, mögen durch diese Erwägungen dazu geführt werden, **wirkungsvolle Gebete** vor Gott zu bringen.

Wenn Fürbitte nur dargebracht wird als die Erfüllung einer täglichen Pflicht, so hat sie wenig Wert und Wirkung. Wer aber seine Gebetshände flehend zu dem großen Geber ausstreckt, bis Er die erbetene Gabe schenke, der wird erfahren, daß Gott ein „Hörer des Gebets“ ist.



Bist du ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt?

(Von K. J. Ph. Spitta.)

Die Zeit flieht hin, und immer näher
Rückt dir die ernste Ewigkeit.
Wird dir es wohler oder weher
Bei solchem raschen Flug der Zeit?
Haft du nur Seufzer, Klagen, Tränen
Um das, was rasch vorüberfliegt,
Und kennt dein armes Herz kein Sehnen
Nach dem, was drüben vor dir liegt?

Empfängst du nur die Lebensläfte
Aus dem, was diese Welt enthält?
Und halt du nie geschmeckt die Kräfte
Der ewigen, zukünftigen Welt?
Fühlst du nur heimlich dich auf Erden?
Ist dir der Himmel fern und fremd?
O Mensch, wie wird es endlich werden,
Wenn Tod und Grab dies Leben hemmt?

Stell dich ans Ziel der Lebenstage,
Du, ach so weit verirrter Geist!
Stell dich dahin, bedenk und frage,
Was solch ein Leben dir verheißt.
Bald ist für dich die Zeit verflossen,
Dein Herz steht still, dein Auge bricht,
Das Grab ist unter dir erschlossen,
Doch über dir der Himmel nicht.

O laß dich retten vom Verderben
 Der Sünde und der Eitelkeit;
 Such dir ein Leben vor dem Sterben
 In dieser angenehmen Zeit.
 Nur Einer kann und will es geben.
 Er ist das Leben selbst und spricht:
 Wer an Mich glaubt, wird ewig leben,
 Und lieht den Tod im Tode nicht.



Mitteilungen.

1. Aufforderung zur Mitarbeit.

Wer ein Interesse an der Förderung von „Schwert und Schild“ hat, wird um unentgeltliche Einsendung geeigneten Stoffes gebeten. Dies könnten sein: Eigene Aufsätze, Briefe alten und neuen Datums, die ihrem Inhalte nach oder durch die Person des Verfassers von besonderem Werte sind, Zeitungsausschnitte, Angaben interessanter Stellen in historischen Werken, verbürgte Aussprüche und Episoden aus dem Leben bewährter gläubiger Offiziere, besondere verbürgte Gebetserhörungen und Erfahrungen aus dem Glaubensleben.

Gleichzeitig wird an den Fragekasten erinnert (vergl. Seite 2 des Umschlags), welcher sowohl zur Beantwortung von Fragen über Gottes Wort bestimmt ist, als für solche Fragen aus dem praktischen Leben, welche für gläubige Offiziere von besonderer Bedeutung sind.

2. Probeexemplare.

Denen, welche sich für die Ausbreitung von „Schwert und Schild“ interessieren, stellt die Expedition unentgeltliche Probeexemplare auf Wunsch zur Verfügung.

3. Ausbreitung von „Schwert und Schild.“

Die Abonnentenzahl betrug am Jahreschlusse für „Schwert und Schild“ 860, außerdem für die Bibellesezettel 3270. Wie viel Ursache haben wir, dem HErrn für dies Wachstum des Werkes zu danken!



Curt von Knobelsdorff.

Am 24. Januar 1904 ging der Oberstleutnant a. D. Curt von Knobelsdorff nach langen Leiden heim. Ein erfahrener Christ sagte einst: „Es ist etwas Großes, wenn Gott einen Seiner Knechte bis zum Ziele hin in Seinem Dienste gebrauchen kann, ohne daß er zu Falle kommt.“ Gideon, Simson, David, Salomo, Afa, Hiskia und viele hohe und ernste Gestalten der Bibel, die nach einem herrlichen Anfang zu tiefem Falle kamen, bestätigen mit aufgehobenem Finger diese ernste Wahrheit. Wie viele anfangs geeignete Menschen Gottes in der Geschichte der Kirche Christi bis auf die neuesten Tage reden warnend zu den Zeugen des HERRN: „Wachet und betet!“ Gottes herrliche Gedanken über das Erdenleben der Seinigen stehen verzeichnet Sprüche 4, 18: „Der Pfad der Gerechten ist wie das glänzende Morgenlicht, das stets heller leuchtet bis zur Tageshöhe.“ Dieses große Vorrecht, diese besondere Gnade ist meinem heimgegangenen Bruder zuteil geworden. Gott hat ihn auf der Höhe seines gottgegebenen Dienstes erhalten, er hat den Glauben bewahrt und den Lauf vollendet.

Die Sache des Evangeliums in Heer und Flotte hat in ihm einen treuen Beter, Freund und Helfer verloren. Der Rückblick in sein reich segnetes Leben klingt in den einen Akkord aus, daß durch seinen Dienst der Name Jesu inmitten unsers ganzen Volkes verherrlicht worden ist. Viele verlorene Sünder und Sünderinnen aus allen Ständen haben durch seinen Dienst

2

ihren Heiland und das ewige Leben gefunden; viele unsterbliche Seelen hat er zu dem Befreier Jesus führen dürfen, damit ihnen die Ketten der Trunkucht zerbrochen würden. Viele Trinkerfamilien, in welchen Not, Jammer, Tränen und Hoffnungslosigkeit herrschten, danken es dem Dienste dieses treuen Mannes, daß sie heute unter den Segnungen des Wortes Gottes in Wohlstand und Frieden für Jesus leben.

Insbesondere hat Oberstleutnant von Knobelsdorff überall, wo die Autorität des Wortes Gottes von der ungläubigen Wissenschaft angegriffen wurde, das Panier der Wahrheit hochgehalten. Er hat die Unantaltbarkeit der Bibel nach allen Seiten treu verteidigt, und Gott hat ihn darin reich geiegnert.

Was einst David von seinem Freund und Bruder Jonathan klagte, darf ich von diesem geiegnerten Bruder sagen, der als Sieger die Wahlstatt verlassen hat: „Mir ist es wehe um dich, mein Bruder Jonathan!“

Dieser Zeuge Gottes war nicht unfertig auf das Schlachtfeld getreten, auf welchem gekämpft wird für die höchsten Güter unsres Volkes: für das Evangelium, für das Zeugnis von dem gekreuzigten und auferstandenen Sohne Gottes, für das Wort der Wahrheit. Er kannte aus eigener Erfahrung die Macht der Sünde, die umitrickende Gewalt der Verführungen, aber auch die befreiende und erlösende Macht des Blutes Jesu. Er kannte alles, was der Fürst dieser Welt den Menschen zu bieten hat, er kannte den Ernst und die Luft des irdischen Lebens. Er war als Soldat auf den französischen Schlachtfeldern bewährt, und war im Kampf wider die Macht der Sünde Sieger geworden durch die Gnade und das Blut Jesu. Knobelsdorff war, als sein geiegneter Dienst begann, auf dem Boden des Evangeliums nicht „ein Neuling“ (vergl. 1. Tim. 3, 6), sondern der Herr hatte ihn vorbereitet, erzogen und begabt. Wie Gott für Seinen Dienst lauter Originale schafft, Menschen, welche man vergeblich nachzuahmen verführen würde, so war auch Oberstleutnant von Knobelsdorff in seinem gottgegebenen Dienste ein Original. Die Eigenart seiner treffenden Ausdrucksweise und die herzandringende Kindlichkeit seiner Gedanken und Vergleiche bewirkten es, daß das, was er sagte, sich tief in die Herzen der Zuhörer einprägte. Wenn er z. B., von der Unantaltbarkeit der

ganzen Bibel sprechend, das sandige Fundament der Kritiker des Alten Testaments bezeichnen wollte, so sagte er einmal: „Diesen Leuten geht es wie unter einem, wenn man aus einem Notizbuch die vordersten Blätter ausreißt, — man merkt auf einmal, daß die hintersten auch lose geworden sind.“ Ein andres Mal, als er den Unterschied zwischen einem Namenchristen und einem wirklichen Christen klarlegen wollte, erzählte er, wie er einst während des Feldzuges, da ihm etwas an seinem Rock zerrissen war, an einen Trupp Soldaten heranritt mit der Frage: „Ist unter euch etwa ein Schneider?“ Darauf sei eine Anzahl von etwa fünf Soldaten vorgetreten. Es stellte sich aber heraus, daß sie alle nur Schneider hießen, aber keiner ein Schneider war.

Curt von Knobelsdorff, am 31. Januar 1839 in Berlin geboren, war der Sohn des Generalleutnants von Knobelsdorff, der am 15. Oktober 1844 zu Berlin starb. Im Kadettenkorps erzogen, kam er aus der Selektion als 18jähriger Leutnant in das 1. Garde-Regiment zu Fuß. Später ins 32. Regiment versetzt, machte er den Feldzug 1866 in der Mainarmee mit (Gefechte bei Hünfeld, Hammelburg, Helmstadt und Üttingen). Im November 1866 in das Infanterie-Regiment Nr. 88 versetzt, besuchte er in den nächsten Jahren auf seinen Reisen die Schweiz, Frankreich, Belgien, auch den Orient, wo er die Eröffnung des Suezkanals mitmachte und als Gast des Khedive an einer Fahrt bis zum ersten Nilkatarakt teilnahm. Viermal besuchte er in diesen Jahren Paris.

Als der große Krieg ausbrach, übernahm Knobelsdorff als Premierleutnant eine mobile Kompagnie; bei Weißenburg und Wörth verlor dieselbe drei Offiziere und viele Mannschaften; der vierte Offizier fiel bei Sedan. Nach dem Feldzuge kam er in die Garnison Mainz, von wo er Reisen nach England, Italien und Schweden unternahm.

Eine im Jahre 1875 mit seiner Frau unternommene Reise nach Heinrichsbad bei St. Gallen führte ihn zu dem Wendepunkt seines Lebens. Er kam dort in Berührung mit dem gefegneten Pfarrer Wenger. Zuerst erschienen ihm die dort versammelten Gläubigen überspannt und unbrauchbar für die Wirklichkeit des Lebens. Aber er empfing bald tiefe Eindrücke von der liebreichen Kraft des göttlichen Lebens. Einst fragte er die Frau

des Millionars T., ob sie eine Pension erhalten würde, wenn ihr kranker Mann stirbe. Sie antwortete gelassen: „Nein.“ Er fuhr erregt fort: „Was wollen Sie denn in solchem Falle mit Ihren vielen Kindern machen?“ — „**Da sorgt der HErr dafür!**“ erwiderte sie mit strahlendem Blick. Diese Glaubensgewißheit in einer so praktischen Frage war für Knobelsdorff wie eine Offenbarung. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, und das Christentum, das ihm bisher nur eine verehrungswürdige Lehre gewesen war, wurde ihm nun Leben und Wirklichkeit. Nach Mainz zurückgekehrt, erwog er an einem Abend noch einmal alles in Heinrichsbad Erlebte; dann sank er auf die Knie und warf sich mit allen seinen Sünden und Ängsten seinem Heiland in die Arme.

Soldat und Christ zu sein, erfordert aber viel verborgenes Heldentum und manche schwere Opfer nach außen hin. In seiner soldatischen Weise ging Knobelsdorff nicht zaghaft vor. Die weltliche Geselligkeit wurde aufgegeben und Bibeltunden statt dessen eingerichtet. Christen aller Stände waren seine Gäste; dem Rauchen sowie dem Trinken, das für ihn immer eine große Verführung und Gefahr gebildet, entlagte er. Alles dies trug ihm im Frühjahr 1881, wo er zum Major befördert wurde, eine Verletzung nach Königsberg i. Pr. ein.

In Königsberg war äußerlich alles wohl viel angenehmer, als Knobelsdorff es sich gedacht; aber durch Freunde überredet, begann er wieder zu trinken, und die Leidenschaft überkam ihn stärker als vorher. Traurige Jahre inneren Zwiespaltes folgten, bis es im Sommer 1887, nachdem er erst nach Memel und dann nach Brieg verletzt worden war, zu einer neuen endgültigen Übergabe an Gott bei ihm kam.

Wie er dann nach manchem inneren Kampfe als Oberstleutnant den Abschied nahm, wie er sein ungeteiltes Herz und Leben dem HErrn für Seinen Dienst gab, wie er als älterer preußischer Stabsoffizier sieben Monate lang in Chrichona auf der Schulbank saß und mit jungen Christen aus dem Handwerkerstande Millionsunterricht nahm, und wie er dann im Jahre 1888 in das Werk der Trinkerrettung eintrat, das alles mag man nachlesen in der vor einigen Jahren veröffentlichten Lebenskizze. *)

*) Verfaßt von Dr. Wilh. Bode, Verlag der Traktatgesellschaft, Berlin.

Das große Werk der Gnade, welches in der deutschen Gemeinschaftsbewegung so herrliche Frucht lebendigen Christentums hervorbrachte, hat in Oberstleutnant von Knobelsdorff einen seiner gefegnetsten Träger und Zeugen verloren. Das Licht seines Glaubens, das Feuer seines Zeugnisses hat an vielen Stellen Licht und Feuer angezündet. Er hat die sechzehn Jahre, welche Gott ihm in voller Gesundheit und Frische nach seiner Verabschiedung gewährte, voll ausgenutzt.

Die Mahnung des HERRN, zu wirken, solange es Tag ist: „Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann“ — hat er beherzigt, bis er im Frühjahr 1903 erkrankte.

Es gefiel der Weisheit und Liebe des Meisters, Seinen Jünger für die letzten neun Monate in die Stille des Leidens, der Prüfung zu führen. Als ein kluger Mann, der wohl bedachte, daß wir nur ein Leben haben, um Frucht für die Ewigkeit zu bringen, hat er seine Jahre und Tage kostbar geachtet. Er hat seine Zeit ausgekauft und war — soweit Menschen vermögen, dies zu beurteilen — ein treuer Haushalter in dem von Gott ihm anvertrauten Gut der Lebenstage.

Ein Knecht Gottes soll die Mahnung verstehen: „So lehre uns denn zählen unfre Tage, auf daß wir ein weises Herz erlangen“ (Pl. 90, 12). Er zählt nicht seine Jahre, sondern seine Tage; diesen Charakter trug das Leben unfers heimgegangenen Bruders.

Die Gnade vermag ein Menschenleben nur dann zu dem gottgewollten Ziele zu führen, wenn das Herz ungeteilt dem HERRN gegeben wurde. Wie kostbar erweisen sich in dem nun abgeschlossenen Leben dieses wahren Christen die Gedanken Gottes! Niemand hätte gedacht, daß Gott aus einem jungen weltliebenden Offizier ein solches Denkmal Seiner Gnade machen wollte.

Der du dies liest, gib Jesu dein Herz und Leben, laß Seinen göttlichen Gedanken Raum, so wird Er auch aus deinem Leben hervorbringen, was Ihn preist; Er wird dich für Zeit und Ewigkeit glücklich machen und dir die Gnade schenken, daß du mit ungehemmtem Dank, in stillem Frieden am Ende deiner Bahn in das geöffnete Tor der Herrlichkeit schauen darfst.

Am Morgen seines letzten Lebenstages sagte Knobelsdorff: „Mit meinen Sünden habe ich gar nichts mehr zu tun, die hat der HErr alle in das Meer geworfen.“

Nun denn, kannst du das auch sagen? O lerne aus diesem Lebensbilde verstehen, wozu die Gnade dich ruft! Vollkommene Veröhnung, Heilsgewißheit, Frieden, ewige Herrlichkeit — Jesus gibt es denen, die sich Ihm völlig anvertrauen.



Höhere Bibelkritik.*)

„**W**er hat nur diese Gule da ausgestopft?“ Alles im Laden war ruhig. Der Barbier, der viel zu tun hatte, konnte mit seiner Arbeit nicht innehalten. Die Kunden, welche warten mußten, bis die Reihe an sie kam, lasen alle und bekümmerten sich wenig um den jungen Menschen, der ganz plötzlich diese Frage gestellt hatte. Niemand antwortete.

Der Barbier fuhr fort zu rasieren. „Sehen Sie denn gar nicht, Herr Braun, wie falsch das ganze Ding ist!“ rief der Jüngling wieder. „Betrachten Sie sich diese eckigen Flügel, den falschen Kopf und den zusammengedrückten Hals — mit einem Worte: die ganze Gule ist ein Puschwerk. Meinen Worten dürfen Sie glauben; ich habe manchen Tag in großen Sammlungen zugebracht; mich kann

*) Mit Ausnahme des Schlusses ist dieser Aufsatz entnommen aus der „Guten Botschaft des Friedens“. Herausgeber Dr. E. Dönges, Darmstadt.

man nicht täuschen, ich verstehe das. Ich habe studiert. Der Vogel ist falsch vom Schnabel bis zum Schweif. Herr Braun, nehmen Sie dieses Tier herunter, oder Sie machen sich zum Gespött der ganzen Stadt!"

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

„Ich habe mich mit dem Studium der Eulen und andern Nachtvögel genau beschäftigt, und ich kann Ihnen versichern, eine Eule kann nicht sitzen, ohne sich fester aufzustützen. Hat eine Eule jemals so gebogene Krallen? Hat sie, wenn sie ruhig sitzt, so gerade Füße und einen so verbogenen Hals? Das ist unmöglich, das ist gegen alle Naturgesetze! Die Anatomie und Ornithologie lehren, daß die Eule Zehen hat, die sich unmöglich so biegen können. Ich begreife nicht, Herr Braun, wie Sie das Tier in dieser Stellung in Ihrem Laden dulden können!"

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

„Betrachten Sie nur diese Augen! Ich bin starr vor Staunen, daß man es wagt, solch elendes Glas dazu zu verwenden, und wundere mich, daß Sie so etwas kaufen konnten. Ich bitte Sie um alles, Herr Braun, nehmen Sie den Vogel herunter und lassen Sie ihn noch einmal ausstopfen!"

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

„Mit etwas Sägespähnen und Baumrinde könnte ich im Finstern eine Eule besser ausstopfen, als diese da ist. Ich könnte einen alten Hut einer Eule ähnlicher sehen machen als dieses Tier, das so steif da oben sitzt, als wäre es aus hartem Leder, ha, ha, ha! An dem Vogel ist nicht eine natürliche Feder!"

Gerade in dem Augenblick rührte sich die Eule, stieg ernst und schwerfällig von ihrer Stange, ging langsam auf und ab und betrachtete ihren Kritiker mit einem Blicke, als wollte sie sagen: „Diesmal hat dich dein Wissen arg im Stich gelassen; verschwende es nicht wieder an einem lebendigen Vogel! Ich bin eine richtige Eule; du aber auch! Guten Morgen, Herr Kritiker!"

Der Barbier fuhr fort zu rasieren.

Wer sollte nicht beim Lesen dieser Zeilen an die klugen Leute denken, die in unsern Tagen so viel Aufhebens machen von ihrer Kritik der Bibel. Sie gleichen trotz aller Gelehrsamkeit jenem unwissenden Schwärzer, der so lange behauptete, die Eule sei ein Pfuscherwerk, bis sie von ihrer Stange herunterstieg und ihn öffentlich bloßstellte.

Die Heilige Schrift ist das Wort des Lebens trotz aller Behauptungen der Kritik, und wer das Wort im Glauben aufnimmt, der wird erfahren, daß es auch Leben schafft in seinem Herzen.

Jener Barbier überließ es dem lebendigen Vogel, selbst seinen Kritiker lächerlich zu machen. So verteidigt sich auch die Bibel selbst; sie legitimiert ihren göttlichen Ursprung, indem sie das Gewissen der Menschen zwingt, entweder sich vor Gott zu beugen oder Gott den Rücken zu kehren.

Auf einem losen Blatt in der Bibel einer jungen Dame wurden folgende bemerkenswerte Worte gefunden:

„Dieses Buch wird dich von der Sünde fern halten, oder die Sünde wird dich von diesem Buche fern halten.“

Wo dies Wort des Lebens aufgenommen wird, da schafft es neues Leben; hungernde und dürstende Seelen werden gesättigt; verwundete Herzen und Gewissen werden geheilt, und die Armen werden der kostbaren Besitztümer himmlischer Herrlichkeit teilhaftig. Unzählige Wunder der Gnade bezeichnen den Siegeslauf des Evangeliums durch diese Welt. Menschen, die aus den Tiefen des Lasters befreit, deren Gewissen geheilt wurden; Heiden und Kannibalen, die ein erneuertes, glückseliges Leben empfangen; Familien, die herausgerissen wurden aus Elend, Armut, Sündenschmutz und Tränen; Eltern, die verlorene Söhne und Töchter als erneuerte Menschen zurückempfangen; Ehen, die nach Jahren der Tränen und des Unfriedens zu bleibendem Glück neu erblühten; Menschen, die aus den Tiefen der Verzweiflung und vom Wege zum Selbstmorde zu Jesu gerufen und glücklich wurden; Helden des Glaubens, die ihr Leben, Gesundheit, Geld und Gut in den Dienst des Gekreuzigten stellten; schier unzählige Schulen, in denen Blinde, Taubstumme unterwiesen, und Häuser, in denen Kranke gepflegt, Witwen und Waisen aufgenommen wurden; ein Netz von Liebe und Barmherzigkeit, das den Erdball überspannt; Triumphlieder, mit denen sterbende Christen heimgehen — wer könnte die Segnungen und Wunder zählen, welche Gott durch Sein Wort über die Menschheit ausgeschüttet hat und in steigendem Maß täglich ausschüttet!

Wer Augen hat, kann überall die Wirkungen des Wortes Gottes wahrnehmen. Es redet gegenwärtig schon in 436 Sprachen und Dialekten und jährlich kommen noch neue hinzu. Es wird nicht lange mehr währen, bis das vielgeschmähte Bibelbuch den ganzen Weltkreis

durchlaufen und aus allen Völkern Sünder zum Glauben an den Sohn Gottes gebracht hat.

Einft, am Tage des Gerichts, wird dies Wort, welches heute fo leichtsinnig geschmäht und geleugnet wird, sowohl der Ankläger als auch der Richter sein. Wie werden dann die Kritiker und Bibelleugner erschrecken, wenn sie sehen müssen, daß das von ihnen bekämpfte und verworfene Bibelbuch dennoch **das lebendige Wort Gottes** war! Da hilft dann kein Zeugnen und Widersprechen mehr, Alle müssen verstummen vor Dem, der auf dem weißen Throne sitzt, und müssen sich beugen unter das Urteil der Gerechtigkeit und Wahrheit, welches gesprochen wird gemäß dem, das in dem Buch geschrieben steht.



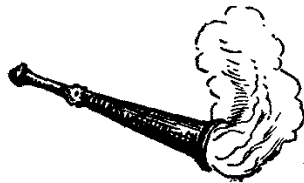
Im Winkel einer Schmiede als altes Eisenzeug,
 Wie Krieger auf der Walfstatt daliegen stumm und bleich
 In wirrem Durcheinander, wie sie der Tod gestreckt —
 So lag dort mancher Hammer mit Beul' und Schramm' bedeckt.
 „Hielt all' die wucht'gen Schläge der eine Amboss aus?“
 Fragt' ich — von mächt'gem Schläge erdröhnte rings das Haus.

Da sprach der Schmied: „Vor Zeiten mein Ahn' den Hammer
 schwang

Auf diesem selben Amboss mit seinem hellen Klang.
 Wenn einst ich werd' ermüden, dann soll an meiner Statt
 Mein Sohn das Eisen schmieden, bis auch sein Arm wird matt!
 Mein Enkel schwingt den Hammer, so Gott will, weiter dort,
 Manch Hammer mag zerspringen — der Amboss dröhnet fort!“

Ihr Kritiker und Schreiber, schwingt eure Hammer nur!
 Ihr könnt dem Wort nicht nehmen die göttliche Natur.
 Das Gotteswort klingt weiter, je mehr ihr darauf schlägt,
 Denn Gottes Weisheit leuchtend die eure überragt!
 Sein Wort wird nicht erschüttert, was ihr auch tut und treibt,
 Denn Menschenweisheit schwindet — das Wort des Herrn, es bleibt!

Aus dem Französischen von F. v. D.
 Abgedruckt aus der „Warte.“



Was bleibt mir?

I.

Sumoroff.*)

„**H**errscher lobten mich, Soldaten liebten mich, Freunde bewunderten mich, Feinde schimpften auf mich, Hofschranzen lachten mich aus. An den Höfen als Aesop erscheinend, sagte ich jedem die Wahrheit ins Gesicht, spielte die Rolle eines Hofnarren zum Nutzen des Staates und krächte wie ein Hahn, um Schlaffüchtige zu wecken. Wäre ich als Cäsar geboren, so würde ich ebenso stolz wie er gewesen sein, doch mich seiner Fehler enthalten haben.“

Dies ist die Schilderung, welche Feldmarschall Sumoroff von sich selbst gab. Er war ein Original ohne Gleichen, frei von der Rücksicht darauf, was andre Menschen über ihn urteilten.

Geboren am 12. November 1729, in der Knabenzeit kränklich, schwach, mager, klein, geistig hochbegabt, besonders für fremde Sprachen, wurde er ursprünglich für die Laufbahn der Zivilbeamten erzogen. Er beherrschte von Jugend auf außer dem Russischen die französische, deutsche, polnische, und italienische Sprache, lernte dazu später die türkische und die finnische. Sein Vater, ein mäßig be-

*) Unter zum Teil wörtlicher Benutzung eines vor etwa zwei Jahren in der „Deutschen Zeitung“ veröffentlichten Aufsatzes.

güterer Mann aus einem alten angesehenen Adelsgeschlecht, ursprünglich schwedisch-finnischer Abkunft, war selbst Offizier. Seine tüchtigen Charaktereigenschaften waren getrübt durch Geiz und Härte. Es hatte sich die Vorstellung bei ihm gebildet, der schwächliche, häßliche und kümmerlich aussehende Junge, der ihm als einziger Sohn beschert war, könne nun und nimmermehr Soldat werden. Aber der harte Wille des Vaters stieß auf den stärkeren Willen und die glühende Leidenschaft des Sohnes. Es kam schon früh zu einem Konflikt, bei dem der Geiz des Vaters eine häßliche Rolle spielte. So war der junge Alexander Wassiljewitsch genötigt, in seiner harten, liebeleeren Jugend nur kraft des eigenen Willens seinem Wissensdurst zu genügen und auf das Ziel, das sein brennender Ehrgeiz ihm gesteckt hatte, mit aller Kraft hinzuarbeiten. Was in dieser im Grunde weichen Natur an Trieb zur Lebensfreude vorhanden war, wurde frühzeitig ertötet. Die Liebe zu seinem Beruf füllte sein ganzes Leben aus; nichts hatte daneben Raum. In den schweren Kämpfen, die diese gluterfüllte Seele von zarter Jugend auf um die Verwirklichung ihres Lebensideals gegen äußere und innere Hindernisse zu bestehen hatte, verschwand beinahe jede andre Betätigung seines Geistes neben dem stählernen Willen, der geradezu das Wesen des ganzen Mannes kennzeichnet. Er studierte aus eigenem Antriebe alle ihm zugänglichen militärwissenschaftlichen Werke und härtete seinen Körper durch selbstauferlegte Anstrengungen und Entbehrungen systematisch ab. Das Zerwürfnis mit seinem Vater lenkte auch seinen ganzen militärischen Entwicklungsgang in Bahnen, die von der gewöhnlichen Praxis der Edelleute seiner Zeit weit abwichen. Als er es durchgesetzt hatte, daß ihn der Vater im fünfzehnten Lebensjahre in die Liste des Semenowschen Garderegiments hatte eintragen lassen, betrachtete er dies nicht, wie üblich, nur als ein Mittel, um sich die Vorteile eines höheren Dienstalters zu sichern und erst kurz vor der Beförderung zum Offizier den Dienst notdürftig zu lernen, sondern er machte vollen Ernst damit, trat wirklich den Dienst an und unterzog sich fast neun Jahre lang allen Dienstverrichtungen des gemeinen Soldaten, jeden Vorzug und jede Erleichterung verschmähend. Dafür kannte er den russischen Soldaten aber auch bis in die kleinsten Regungen seiner Seele hinein. Er wurde mit 25 Jahren Offizier, also in einem Alter, in dem seine Standesgenossen Stabsoffiziere oder gar Generale zu sein pflegten.

Frühe erkannte man Suworoffs ungewöhnliche Begabung. Daher finden wir ihn im siebenjährigen Kriege bald als Ordonnanzoffizier Fermors, worauf er schnell stieg und schon im letzten Kriegsjahre ein selbständiges Kommando führte. Beim Friedensschluß war er bereits Oberst und bald darauf Brigadier. An der Spitze eines ihm anvertrauten Regiments setzte er unter dem ihm eigenen Feuer alles daran, um den üblichen mechanischen Drill mit einer Methode zu verbinden, die wir heute „kriegsmäßige Ausbildung“ nennen würden. Fast Unglaubliches für damalige Verhältnisse in Rußland erreichte er nicht nur in bezug auf Marschleistungen und Abhärtung seiner Leute, sondern auch vor allem in der Erziehung der Willenskraft und der Erweckung der geistigen Fähigkeiten. Die Leute lernten bei ihm nicht nur das Kriegshandwerk, er selbst unterrichtete sie auch im Lesen und Schreiben wie im Katechismus. In dieser Zeit machte er selbst seine erste Schule als Führer durch. Es war in Polen in dem Kriege gegen die Konföderation von Bar. Nicht alles glückte ihm so, wie er es gedacht hatte, aber er lernte hier seine Kräfte besser abschätzen.

Im Jahre 1788 betritt Suworoff die Bühne der Weltgeschichte, indem er im Türkenkriege unter Rumjanzew die ersten Siege selbständig erringt, dann den Aufstand Pugatschews zu Ende bringen hilft, als Untergouverneur Potemkins die Krim unterwirft und sodann aufs neue gegen die Türken zu Felde zieht. Im folgenden Jahr finden wir ihn wieder unter dem Befehl Potemkins in der Moldau; von dort aus soll er mit den Österreichern unter dem Prinzen von Koburg zusammenwirken. Selbstbewußt, ehrgeizig und eigenmächtig entzieht er sich dem Befehl des rangälteren Koburgers, der mit vornehmer Selbstverleugnung darüber hinwegsieht und den hitzigen Russen unterstützt, so gut es seine bedächtige Kriegsführung gestattet. Der Großvezier bedrängt den Koburger hart; da fällt Suworoff mit kühnem Entschluß über die an Zahl überlegenen Türken am Flusse Rymnik her und schlägt sie in die Flucht.

Der Grafentitel und der Ehrenname „Rymnikski“ war sein Lohn; auch Kaiser Josef II. ernannte ihn zum Reichsgrafen.

Einen noch glänzenderen Erfolg erringt Suworoff im Dezember 1790 durch die mit fürchterlichen Opfern erkaufte, aber trotz alle-

dem durch seine zähe, forttreibende Energie geglückte Erstürmung von Ismail.

Potemkin, der allmächtige Günstling der Kaiserin, richtete an Suworoff die taktlose Frage: „Womit kann ich Ihre Verdienste belohnen?“ — „Mit nichts,“ war die stolze Antwort, „ich bin kein Kaufmann und nicht um zu handeln hierher gekommen; außer Gott und Ihrer Majestät kann mich niemand belohnen.“ — Potemkin erbleichte; beide Männer gingen schweigend einige Schritte im Zimmer auf und ab und trennten sich als Todfeinde. Suworoff erfuhr jetzt beständige Zurücksetzungen. Erst der polnische Feldzug gegen Kosciuszko brachte ihn wieder in den Vordergrund. Er stand mit seinen Truppen in Südrußland, als ihn Rumjanzew nach Polen rief. In Gewaltmärschen eilt er durch die wolhynischen Sümpfe herbei, steht dem polnischen General Wawrzeci plötzlich in der flanke, schlägt ihn bei Brest und tritt den Marsch auf Warschau an. Kaum an der Weichsel angelangt, stürmt er bereits Praga und erzwingt die Kapitulation von Warschau.

Nach Kaiser Pauls Regierungsantritt mußte auch Suworoff die Unberechenbarkeit des neuen Herrschers bitter erfahren; 1799 wurde er nach Italien gesandt, um das vereinigte Heer der Russen und Österreicher gegen die Heere der französischen Republik zu führen. Eine Kette von Siegen bezeichnete hier seinen Weg; aber der diplomatischen Kriegsführung eines Koalitionsheeres war er nicht gewachsen; die Schwierigkeiten mit dem Wiener Hofkriegsrat häuften sich; infolge der Intriguen ließ ihn auch Kaiser Paul, der ihn kurz vorher noch für den Sieg an der Trebbia zum „Fürsten von Italien“ gemacht hatte, fallen und zwang ihn, nach der Schweiz abzuziehen. In der Ausführung dieses Zuges ist Suworoff noch einmal ganz der alte; er überrascht die Welt durch seinen kühnen Zug über den Sankt Gotthardt; aber das Ergebnis ist doch trotz seines Sieges über Massena zunächst ein Rückzug ohne Not und gegen seinen Willen. In diesem Augenblick rief ihn sein Kaiser ab, freilich in der ehrenvollen Form einer Ernennung zum „Generalissimus“.

Hier stehen wir am Ende der kriegerischen Laufbahn Suworoffs. Ungezählten Gefahren gegenüber hatte er sein Leben rücksichtslos eingesetzt, war oft verwundet und noch viel öfter wunderbar bewahrt worden. Die Russen sagen von ihm, er habe „die Kunst zu siegen“ erfunden.

Suworoff war sehr gottesfürchtig. Gewissenhaft beobachtete er alle religiösen Vorschriften, verrichtete die vorgeschriebenen Gebete und verneigte sich tief vor den Heiligenbildern. Er fastete streng und bekreuzte sich, wenn er in ein Zimmer trat oder sich zur Tafel niederließ — oder gähnte.

Schon frühzeitig und immer schärfer entwickelte sich in ihm der Hang zu Sonderbarkeiten, etwas Sprunghaftes und Unzusammenhängendes in der Art, sich zu geben. In der Welt der Narren, Heuchler und Nichtsnutze, die rings um ihn die erste Rolle spielten und vor ihm alle Ehren einheimsten, wollte er selbst mit Bewußtsein den vollendeten Narren spielen. Aber auch in seiner Narrheit lag Methode und Geist. Seine Späße und Verrücktheiten waren genau ihrem Publikum angepaßt. Er hatte darin die ganze Kindlichkeit, aber auch die ganze „Gerissenheit“ des echten Russen aus dem Volk. Dieser tolle Hofuspokus, der mit seiner ganzen Lebensordnung verbunden war, wenn er um Mitternacht aufstand, bis zum Aufbruch des Lagers oder Beginn des Tagewerks splinternacht in seinem Zimmer oder Zelt umherlief, zwischen den Vorträgen seiner Adjutanten mit endlosen kalten Waschungen beschäftigt, dann in den frühen Morgenstunden Mittag aß usw. — das reizte das Interesse für seine Person, wies jedermann auf sein persönliches Beispiel erstaunlicher Abhärtung und fast zum Unglaublichen gesteigerter physischer Leistungen hin. Er konnte von den Leuten das Äußerste fordern, ohne ihren Humor zu gefährden. Wenn er in den Zeiten fast übermenschlich anstrengender Märsche das Untreten beim Hahnenschrei befahl und dann selbst in höchst eigener Person mitten im Lager die Rolle des krähenden Hahns meisterhaft spielte, so kannte er bei dieser scheinbaren Kinderei die Russen ganz genau. Als einstmals bei den zum Tode erschöpften Leuten nichts mehr versagen wollte, um sie vorwärts zu bringen, da ließ der alte Herr eine Grube graben, setzte sich hinein und schrie verzweifelt: „Schaufelt zu! schaufelt zu! wenn ihr dem Suworoff doch nicht mehr folgen wollt!“ — da lief es doch allen eiskalt über den Rücken bei dem Gedanken, Väterchen Alexander Wassiljewitsch könne am Ende Ernst machen, und sie marschierten weiter.

Ein gefürchteter Mann war Suworoff am Hofe; man bespöttelte das, was der Russe als „bljas“ bezeichnet — ungefähr, was der Berliner einen „Vogel“ nennt —, aber man hatte vor

seinen schonungslosen Sarkasmen und sinnvollen Tollheiten einen gewaltigen Respekt.

Eine Absonderlichkeit hatte er fast immer in der Art, wie er seine Gedanken und Empfindungen ausdrückte. Nach der Erstürmung von Praga wurde er außer der Reihe Feldmarschall und übersprang dabei acht Vorderleute. Er feierte dieses Ereignis symbolisch dadurch, daß er im Zimmer acht Stühle in Zwischenräumen aufstellte und darüber hinwegsprang, indem er bei jedem Stuhl den Namen eines übergangenen Generals nannte.

Wenn er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte, sprach sein Adjutant das Vaterunser, und jeder Gast mußte sein „Amen“ laut aussprechen. Wer das „Amen“ vergaß, dem wurde das Schälchen mit Branntwein vor dem Mittagessen zur Strafe nicht gereicht.

Er hielt die Religion für eine unerläßliche Pflicht des Kriegers. Er begann weder einen Marsch noch ein Gefecht, ohne ein Gebet verrichtet zu haben. Dabei war er ein Feind der Lüge und alles dessen, was als Verleumdung das Licht scheuen muß. Er rühmte sich, gegen keinen Menschen in der Welt ein gegebenes Wort oder Versprechen gebrochen zu haben.

Die strengste Sittlichkeit kennzeichnete sein Leben. — Wiewohl er nachsichtig auf diesem Gebiete für die Schwächen anderer war, so litt er in seiner Gegenwart kein zweideutiges Wort.

Welch ein großer, wunderlicher, frommer Mann!

Als Suworoff aus der Schweiz heimkehren sollte mit dem Range eines Generalissimus aller russischen Truppen, empfing er ein Schreiben des Kaiser Paul, worin dieser aussprach, er erwarte ihn mit Ungeduld, um ihn seinen Verdiensten gemäß zu ehren. Aber der 70jährige Held erkrankte auf der Reise in Krakau; dies benutzten seine Feinde, um dem Kaiser den Verdacht einzuflößen, daß Suworoff aus Ungehorsam und Eigenwillen den kaiserlichen Willen, nach Petersburg zurückzukehren, mißachte. Den Ohrenbläsern gelang ihr Vorhaben nur zu gut. Die frühere glühende Bewunderung Kaiser Pauls für seinen großen Feldmarschall verwandelte sich plötzlich in bitteren Haß. Den Truppen zu

Petersburg wurde Befehl erteilt, Suworoff keine militärischen Ehren zu erweisen. Die für ihn eingerichteten Gemächer im Winterpalais wurden für andre Gäste bestimmt. Der Rang des Generalissimus wurde ihm entzogen. Dies erschütterte den alten Helden so tief, daß seine Gesundheit binnen wenigen Stunden vernichtet war.

Alles, was er geleistet, die lange Reihe seiner kriegerischen Erfolge, dienten nur dazu, ihm den erfahrenen Undank noch bitterer, sein Herz noch unglücklicher zu machen.

Langsam näherte sich Suworoffs Wagen, der mit dem todfranken Greise nur Schritt fahren durfte, der Kaiserstadt. Die glänzenden Equipagen jagten an ihm vorüber; niemand ahnte, daß in diesem unscheinbaren Gefährt Rußlands größter Held aus seinem letzten Kriegszuge heimkehrte. Suworoff stieg in dem Hause eines Verwandten ab, wo er alsbald zu Bett gebracht würde; am folgenden Tage erschien bei ihm Graf Kostopschin, der ihm den letzten Brief des Kaisers Paul, erfüllt mit den schärfsten Ausdrücken der Ungnade, überbrachte. Suworoff sank in eine tiefe Ohnmacht. So lag der gefeierte Feldmarschall, der russische Fürst und Graf, der österreichische Reichsgraf, der nie überwundene Sieger auf seinem letzten Lager. Als er wieder zu sich kam, überreichte man ihm ein bewunderndes Schreiben und Ordensauszeichnungen des Königs von Frankreich. Er empfing sie mit Tränen der Rührung und küßte voll Dank diese Ordenszeichen. Wenige Tage darauf ließ Suworoff einen Geistlichen rufen, beichtete, empfing das Abendmahl, nahm Abschied von den ihn umgebenden Personen, und verfiel in der folgenden Nacht in Phantasien. Die letzten Worte seiner Lippen, die verstanden werden konnten, lauteten: „Genua! — Schlacht! — Vorwärts!“ Er starb am 6. Mai des Jahres 1800, mittags 12 Uhr.

Dies ist in großen Zügen das Lebensbild des russischen Nationalhelden.

Ein Jahr nach seinem Tode ward ihm ein herrliches, ehernes Reiterstandbild auf dem Suworoffplatze zu Petersburg gesetzt. Ein russisches Grenadierregiment führt noch heute seinen Namen. Sein Ruhm und seine Taten füllen viele Bücher; fast jeder Berufssoldat kennt Suworoffs geflügeltes Wort: „Die Kugel eine Türin — das Bajonett ein Mann!“ — wer aber kennt sein bitteres Leid und sein trostloses Sterben?

II.

Was blieb ihm?

Suworoff war ein fleckenloser Charakter. Seine sittliche Reinheit, Selbstlosigkeit, Aufrichtigkeit und Treue stellen ihn als ein Vorbild menschlicher Tugend hin. Dabei welch starker, auf das Gute gerichteter Wille, der das erstrebte Ziel mit unbeugsamer Energie verfolgt!

Welche erhabene Stellung nahm er zum Gelde ein! Er hätte Millionen aufhäufen können, aber das Geld hatte für ihn keine Anziehungskraft.

Welche Schätze des Wissens trug er in seinem Kopfe, nicht nur auf militärischem Gebiete, sondern auf vielen Lebensgebieten, dazu seine glänzenden Sprachkenntnisse, da er sieben lebende Sprachen beherrschte! Blickt man dann auf die äußeren Erfolge seines Lebens — er zählte fast so viele Siege wie Schlachten.

Wie anspruchslos und schlicht verkehrte er mit seinen Soldaten, wie stolz und scharf konnte er den Höflingen und Diplomaten begegnen! Er nutzte die Zeit als sein kostbares Gut sorgfältig aus; nie, weder im Winter noch im Sommer, im Felde wie daheim stand er nach 4 Uhr auf. Oft ist die harte Erde sein Bett gewesen, mit einem Sattel oder einem Mantel als Kopfkissen. Wenn er aber nur wenige Minuten zur Ruhe hatte, so schlief er stehend; er hatte sich systematisch daran gewöhnt. Er war ein Feind des Müßiggangs, las alle eingegangenen Briefe und Rapporte selbst. Seine Briefe und Meldungen pflegten Muster von Kürze zu sein. Bekannt ist sein Brief an den König von Preußen nach der Einnahme von Praga: „Praga ist erobert, Warschau zittert.“

Seine große Menschenliebe war allgemein bekannt; in seinen vielen Feldzügen trifft ihn nie der Vorwurf einer Grausamkeit. Er war ein zärtlicher Ehemann, ein guter Vater, ein wahrer und teilnehmender Freund. Zu diesem allen war Suworoff ein gottesfürchtiger, sehr religiöser Mann. Nicht nur, daß er wie schon

erwähnt den öffentlichen Gottesdiensten regelmäßig beiwohnte und jede vorgeschriebene religiöse Pflicht pünktlich erfüllte — nein, er hielt auch auf seinem Landgut Andachts-Vorlesungen und Betstunden, oft vor vielen Zuhörern.

Wie Paulus von seinem Leben vor seiner Bekehrung sagen konnte, daß es vor den Augen der Menschen war: „was die Gerechtigkeit betrifft, die im Gesetz ist, tadellos erfunden“ (Phil. 3, 6), so kann man auch von dem Leben Suworoffs sagen, daß für das menschliche Auge die Sünde kaum zu erkennen ist. Ungeschwächt und ungehemmt scheint hier nur das Gute und Edle zu herrschen.

Wie ein zur Sonne fliegender Adler steigt Suworoffs Leben von Glanz zu Glanz, von Erfolg zu Erfolg. Dieser Mensch scheint alles zu besitzen innerlich und äußerlich, und alles scheint ihm zu gelingen. Was war für ihn das Sterben? Scheinbar nichts. Wie oft ist er zu Pferde an der Spitze seiner Truppen, die Gefahr verachtend, in den scheinbar so sichern Tod geritten!

Und doch ein trostloses Endel Kaiser Paul war nicht nur geistig beschränkt, sondern geradezu unberechenbar in seinen plötzlichen Wandlungen. Wie ein Kind konnte er sich nicht genug tun, heute in Bewunderung, morgen in Verachtung. Dieser Monarch verwandelt seine Gunst in Bitterkeit, entzieht seinem treuesten Diener die ihm zukommende äußere Ehre und tut ihm seine Ungnade in der schroffsten Form kund. Da bricht der alte Held trost- und hoffnungslos zusammen. Seinem Kaiser und dem kaiserlichen Hause war Suworoff lebenslang mit der völligsten Treue ergeben; er war ein so selbstloser Diener der russischen Krone, wie das Zarenreich nicht viele gehabt hat. Suworoffs Leben, so reich an Entbehrungen und Hingebung, hatte sich für sein Herrscherhaus verzehrt; wie oft war sein Blut für seinen Kaiser geflossen! Die kaiserliche Ungnade schien plötzlich unter Suworoffs Leben zu schreiben: Alles umsonst!

Es war ein vollständiger Zusammenbruch; von allem, was er hatte, was die Menschen an ihm bewunderten, blieb ihm nichts! Seine Tugenden gaben seinem Herzen keine Kraft, und seine Religion verlieh ihm weder Hoffnung noch Frieden. Sein Sterben gleicht dem Versinken in dunkle, kalte Fluten! Warum denn sank diesem Tapfersten der Tapferen, diesem gefeierten Helden mit der Gunst seines Fürsten der Boden unter den Füßen weg? Wenn es je

einen verehrungswürdigen Menschen, einen herrlichen Mann gab — hier steht er, aller menschlichen Bewunderung und des höchsten Lobes wert. Mit tiefem Mitgefühl liest man sein bitteres Sterben. In der Bewußtlosigkeit spiegeln sich vor seinem Geiste die italischen Schlachtfelder: „Genua! Schlacht! — Vorwärts!“ Ach, die Tage des Ruhmes lagen längst hinter diesem treuen Manne — sein so jäh zerbrochenes Leben war zu Ende, und er hatte keinen Trost.

Die Begeisterung für seinen Soldatenberuf, die Hingabe an sein Kaiserhaus — an sich so wertvolle Eigenschaften — waren wie morsche Stützen unter der Last der erfahrenen Kränkungen zusammengebrochen. Seine soldatischen Tugenden, die ihn als Menschen so groß machten, waren sein Gott gewesen, sein Höchstes, die Quellen seiner Kraft.

Wie menschlich edel solcher Ehrgeiz auch war, der ihn trug, hielt und trieb — es war ein trügerischer Gott; als dieser fiel, hatte alle seine Frömmigkeit und Religiosität ihre Kraft verloren, sie war wirkungslos geworden. Ihm blieb nichts, was er mitnehmen konnte in die Ewigkeit.

Hier ist der Unterschied erkennbar zwischen menschlicher Religion und lebendigem Christentum. Solange ein Mensch seine Hoffnungen, seine höchsten Ziele und Besitztümer auf der Erde hat, ist er bettelarm, sobald diese Güter ihm entrissen werden. Er hat keinen Anker, der in die unsichtbare Welt hineinreicht, um sein Lebensschiff zu halten. Ihm bleibt nichts, was ihn trägt durch die Todesfluten. Der Stab des Glaubens ist nicht in seiner Hand, der Helm der Hoffnung der Herrlichkeit ist nicht auf seinem Haupte. Wie hätte der Undank der Menschen Suworoffs Herz brechen können, wenn er Jesum gekannt und die unzerbrechliche Ehre verstanden hätte, ein geliebtes und gesegnetes Kind des ewigen Gottes zu sein.

Der Glaube spricht fröhlich: „Auf Gott vertraue ich, ich werde mich nicht fürchten; was sollte der Mensch mir tun?“ (Ps. 56, 11. [12].) Es steht ja geschrieben: „Vertrauet nicht auf Fürsten, auf einen Menschensohn, bei welchem keine Rettung ist! Glückselig der, dessen Hülfe der Gott Jakobs, dessen Hoffnung auf Jehova, seinen Gott, ist! Der Himmel und Erde gemacht hat, das Meer und alles, was in ihnen ist, der Wahrheit hält auf ewig.“ (Ps. 146, 3. 5. 6.)

III.

Was habe ich? Was fehlt mir? Was bleibt mir?

Wer wollte es wagen, sich mit seinen Tugenden und Verdiensten, Charaktereigenschaften oder mit seiner Willensstärke neben eine solche Idealgestalt wie Suworoff zu stellen!

Wohl ist unser Offizierkorps reich an Alten und Jungen, die in ihrem Wollen und Streben auch nach so hohen Zielen trachten wie jener — da sind manche, die nur das Edle, das Hohe wollen, und unter ihnen manch ernster, religiöser Mann —, aber die Frage an jeden einzelnen ist:

Hast du einen unentzerrbaren Schatz, eine unzerbrechliche Hoffnung, ein Glück, das der Macht des Todes nicht unterworfen ist? Hast du einen Besitz, den dir keine menschliche Gewalt, kein irdischer Wechsel entreißen kann? Unsere geistige Begabung, körperliche Abhärtung und Kraft, Kenntnisse und sportlichen Leistungen, unsere Lebenserfahrung und Berufserfolge sind vergängliche Besitztümer. Welches auch dein Wunsch und Ziel sei, du weißt, daß dies alles zerbricht, daß die fliegende Zeit dich dahin trägt, wo du lassen mußt, was du besahest und verlassen, was du liebtest auf der Erde. Es sind nicht nur die Schätze, Besitztümer und Ordenssterne, die du verlassen wirst, nicht nur deine Ehrenstellung, deine Macht, dein Einfluß auf andere, — auch deine Arbeit und dein Dienst, wie lieb sie dir sein mögen, deine Kenntnisse und Fähigkeiten, ja dein Familienglück und die Liebe teurer Menschen, die dir so kostbar ist, dich so glücklich macht — es ist alles irdisch, vergänglich, nur auf kurze Zeit in deine Hand gelegt. Was hast du Bleibendes? Hast du einen Freund, der dich trägt durch den Wechsel der irdischen Umstände? Hast du Quellen der Freude, der Kraft, des Trostes, die unversieglich sind, wenn Tage der Krankheit, der Armut, der

Demütigung kommen? Kennst du ein Herz, das unveränderlich ist in seiner Liebe und Treue, das dich um so mehr liebt, pflegt, erquickt, je mehr du es bedarfst am Tage der Not und der Schmerzen? Scheint dir eine Sonne, deren Strahl nicht untergeht, wenn du durchs Tal des Todeschattens wandelst?

Wenn du sagen mußt: Du sprichst von Schätzen, die ich weder habe noch kenne, so laß dir sagen: Dir fehlt das unzerbrechliche Glück! Wie geehrt, hochgebildet, klug, gesund, tugendhaft, wohlhabend du sein magst — du bist doch arm, denn du kennst Den nicht und hast Den nicht, der allein das ewige Glück dir geben kann und will. Du kennst und hast Jesum nicht! O, laß dir bringen, was dir fehlt; laß dir sagen, was dich für ewig reich und selig macht; laß dich führen zu den Quellen des Friedens, der Freude und der Kraft!

Denke nicht, dieser unvergängliche Schatz, dies unzerbrechliche Glück sei in irgend einer religiösen Lehre und irgend einer Form des christlichen Kultus zu finden. Nein, du findest dies neue, selige Leben nur in jener wunderbaren, gegenwärtigen Person, in Jesu, dem auferstandenen Sohn Gottes. Er, der Selbst Licht, Leben und Liebe ist, will dein Leben heilen von allem was finster, vergänglich, bitter ist. Du begehrt vielleicht deinen Namen eingegraben zu sehen in die Tafeln der Geschichte, in die Reihe der Helden — Er aber begehrt, deinen Namen einzuzichnen in das Buch des ewigen Lebens. Du trachtest vielleicht, reich und angesehen zu werden auf der Erde — Er aber will dich zum Erben ewiger Schätze machen. Du möchtest deine Angehörigen glücklich, gesund, geborgen wissen — Er zeigt dir den Weg, auf welchem sie zu ewigem Glück in das Vaterhaus Gottes eingehen können, um sich mit dir ewig zu freuen. Du willst als tapferer Mann Tod und Gefahr verachten — Er will dich jetzt schon zum Erben ewigen Lebens machen, dem der Tod der Eingang zur Herrlichkeit wird. Was dir die Liebe deiner Mutter, die Treue deines Vaters nicht geben kann, was du bei keinem Freunde finden kannst und was dir die liebevollste Frau nicht sein kann, was dir kein hochgestellter Gönner gewähren kann, worin dir der beste Arzt nicht helfen kann — das alles sollst du in Jesu finden.

Nie einen Streit, wo die Wahrheit erliegt,
 Nie einen Kampf, in dem Jesus nicht siegt;
 Helleuchtend strahlt Seiner Liebe Panier,
 Stunde um Stunde ist Jesus bei mir.

Niemals Versuchung, die vor Ihm nicht flieht,
 Nie einen Kummer, den Jesus nicht sieht,
 Nie eine Last mehr, Er nimmt sie auf Sich,
 Stunde um Stunde sorgt Jesus für mich.

Nie eine Träne und nie einen Schmerz,
 Nie einen Seufzer, der nicht trifft Sein Herz,
 Nie in Gefahren, die fremd für Ihn sind,
 Stunde um Stunde sorgt Gott für Sein Kind.

Nie eine Freude, die Jesus nicht teilt,
 Nie eine Krankheit, die Er nicht auch heilt,
 Stunde um Stunde in Lust und in Leid
 Trägt mich der Herr, dem mein Leben geweiht.

Höre, was immer auch sei dein Geschick,
 Komm, und auch dir schenkt der Heiland dies Glück;
 Stelle dich unter Sein rettendes Blut
 Stunde um Stunde — und alles wird gut.

Stunde um Stunde hast in Ihm du Ruh,
 fließt Seine Kraft und Sein Leben dir zu;
 Laß es fortan deine Lösung nur sein:
 All meine Zuflucht in Jesu allein!



Mitteilungen.

1. Seit dem 1. Januar 1903 fanden folgende Evangelisationsversammlungen für Offiziere und Offiziersfamilien statt:
 - a) Berlin, am 1. 3. 1903 in Saale des Michaelhospizes durch Oberstleutnant von Knobelsdorff.
 - b) Weißenfels, am 20. 4. 1903 im Offizierkasino der Unteroffizierschule.
 - c) Darmstadt, am 19. 11. 1903 im Garnisonkasino.
 - d) Liegnitz, am 26. 2. 1904 in Saale des Hotels „Nautenfranz“.
 - e) Berlin, am 6. 3. 1904 in Saale des Michaelhospizes.

In den unter b, c, d, e genannten Versammlungen sprach Generalleutnant z. D. von Viebahn.

2. Der am 6. 3. 1904 in Berlin für Offiziere gehaltene Vortrag: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, wird in „Schwert und Schild“ veröffentlicht werden.
3. Probeexemplare. Denen, welche sich für die Ausbreitung von „Schwert und Schild“ interessieren, stellt die Expedition unentgeltliche Probeexemplare auf Wunsch zur Verfügung.
4. Der „Fragekasten“ wird denen empfohlen, welche Fragen über Gottes Wort auf dem Herzen haben oder über den Weg, den ein Christ in dieser oder jener Sache zu gehen hat.



Gebet dem Kaiser,
was des Kaisers ist,
und Gott, was
Gottes ist!

Inhaltsverzeichnis.

- I. Der Gegensatz zwischen römischer und christlicher Weltanschauung.
- II. Matth. 22, 15—22.
- III. Heuchlerische Huldigungen und spitzfindige Fragen.
- IV. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.
- V. Gebet Gott, was Gottes ist.
- VI. Wessen ist das Bild und die Überschrift?



I.

Der Gegensatz zwischen römischer und christlicher Weltanschauung.



Als am 16. August 1870 die 58. Infanteriebrigade bei Mars-la-Tour im Angriff gegen zwei französische Divisionen zusammenbrach, fluteten die Trümmer dieser heldenmütigen Bataillone unter dem zerschmetternden Feuer des Feindes zurück, ihrer Offiziere zum größten Teile beraubt. Als der letzte berittene Offizier der Brigade führte Oberst von Cranach, die Fahne seines ersten Bataillons in der Hand haltend, die gelichteten Scharen zurück. Welch eine Darstellung von Heldenmut in der Stunde des Unglücks! Besser als Worte legen solche Taten der Treue das göttliche Wort aus: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Als dann Oberst von Uerswald mit drei Eskadrons des ersten Garde-Dräger-Regiments sich dem französischen Infanterie-Angriff entgegenwarf und die feuersprühenden Linien durchbrach, wurde die Niederlage abgewendet. Es war ein ergreifender Augenblick, als sich das Regiment nach seiner siegreichen Attacke hinter der Linie der preußischen Artillerie wieder sammelte. Der etatsmäßige Stabsoffizier und die drei Rittmeister waren tot, außerdem 7 Offiziere, 125 Mann und 250 Pferde außer Gefecht gesetzt. Der tödlich verwundete Regimentskommandeur übergab mit einem Hoch

auf den König die Führung des Regiments dem letzten überlebenden Rittmeister. Auch dieser sterbende Reiterführer stellt das Ideal soldatischer Treue vor das Auge: „Bebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Hier ist nur ein Blatt aufgeschlagen aus der Geschichte unsers Vaterlandes; wie viele ähnliche ergreifende Episoden bietet die deutsche Kriegsgeschichte!

Für den Römer war die höchste Höhe sittlichen Ideals und menschlicher Tugend in der Forderung ausgesprochen: „Alles für das Vaterland!“ Es gab keinen höheren Begriff als den römischen Staat und keine höhere Autorität als seine Forderungen und Gesetze. Das römische Kaisertum gab diesem Staatswesen seine Spitze und Darstellung in einer menschlichen Person — kein Wunder, daß die Cäsaren göttliche Verehrung für sich forderten.

Da trat das Christentum auf den Plan. Das Evangelium von der in Christo erschienenen Gnade trug in die Heidenwelt das große Zeugnis hinein: Es gibt noch etwas Höheres als das irdische Vaterland. Es gibt noch eine Autorität über der Gewalt des Cäsaren. Es ist eine Person auf den Schauplatz getreten, hoch erhaben über alle menschliche Ansprüche und Gewalten: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt, gekreuzigt und gestorben, auferstanden und gegenwärtig! Sein Wille steht über dem höchsten menschlichen Willen, Sein Wort bindet die Gewissen; hoch über alle menschlichen Gesetze wird das Wort geschrieben: „Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“ Gebet Gott, was Gottes ist! Diese göttliche Forderung bleibt bestehen für jeden Bekenner Jesu Christi. Kein Opfer zu groß, keine Schmach zu tief, ob es Verlust der Familie, des Vermögens oder der Ehre koste, ob es Marter und Tod bringt: Jesus, der Heiland, soll bezeugt und verherrlicht werden. In Ihm ist die Liebe Gottes erschienen zur Errettung einer verlorenen Welt. Jesus bindet die Menschen an Seine Person nicht durch die Gewalt irdischer Gesetze, sondern durch die Macht Seiner Gnade.

Der tiefe Gegensatz zwischen der göttlichen Wahrheit des christlichen Glaubens und dem menschlichen Anspruch römischer Staatsanschauung mußte zu jenem Kampfe führen, welcher in den römischen Christenverfolgungen ausgekämpft worden ist. Die verfolgten und gemarterten Christen hatten es nie an dem fehlen

lassen, was in den Worten enthalten ist: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ aber der Nachsatz: „und Gott, was Gottes ist!“ enthielt diejenige göttliche Wahrheit, für welche sie litten und starben.

Für den Römer endete die letzte Forderung an das Gewissen des Staatsbürgers mit dem Worte: „Das Heil des Staates ist das höchste Gesetz^{*)}“ oder in die Sprache der römischen Kaiserzeit übertragen: „Suprema lex regis voluntas“! (Des Herrschers Wille ist das höchste Gesetz.)

Für den gläubigen Christen, dessen Gewissen an das Wort und den Willen seines gegenwärtigen Herrn gebunden war, verwandelte sich dieser Satz in die Worte: „Suprema lex Dei voluntas“ (Gottes Wille ist das höchste Gesetz). „Gebet Gott, was Gottes ist!“

II.

Matth. 22, 15—22.

Dann gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Ihn in der Rede in eine Falle lockten. Und sie senden ihre Jünger mit den Herodianern zu Ihm und sagen: Lehrer, wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und den Weg Gottes in Wahrheit lehrst und Dich um niemanden kümmerst, denn Du siehst nicht auf die Person der Menschen; sage uns nun, was denkst Du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu geben, oder nicht? Jesus aber, ihre Bosheit erkennend, sprach: Was versucht ihr Mich, Heuchler? Zeiget Mir die Steuermünze! Sie aber überreichten Ihm einen Denar. Und Er spricht zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Überschrift? Sie sagen zu Ihm: Des Kaisers. Da spricht Er zu ihnen: Gebet denn dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Und als sie das hörten, verwunderten sie sich und ließen Ihn und gingen hinweg.

^{*)} Salus rei publicae suprema lex.

III. Heuchlerische Huldigungen und spitzfindige Fragen.

Heilend und segnend schritt der Sohn Gottes durch die Mitte Seines Volkes; Er wies Sich mit Wundern und Zeichen als der verheißene Messias aus vor aller Augen. Hätte man nicht billig erwarten sollen, daß Israel und seine Führer mit Freuden Jesu huldigten? Aber es war nicht so. Die Pharisäer hielten Rat, wie sie Ihn in eine Falle locken könnten. Sie betrachteten die Religion des Volkes als ihre persönliche Domäne. Es war ihnen sehr unbequem, daß der Herr ihre menschlichen Lehren und Bemühungen durch die Wunder Seiner Werke und die göttliche Weisheit Seiner Worte zuschanden machte. Sie waren fest entschlossen, von ihrer menschlichen Ehre und ihrem religiösen Ansehen nichts einzubüßen. Sie verbanden sich mit den Herodianern, d. h. mit sadduzäisch gesinnten Hofleuten des Königs Herodes Antipas. Die sittenstrengen Pharisäer standen sonst dem herodianischen Hofe feindlich gegenüber, zumal Herodes nicht aus Davids Geschlecht, sondern edomitischer Abkunft war. Aber um diesen galiläischen Rabbi Jesus zu bekämpfen, waren die Herodianer brauchbare Bundesgenossen. Man stellte dem Herrn die Frage, ob es recht sei, dem römischen Kaiser Steuern zu zahlen. Wenn der Herr ja sagte, so konnten sie Ihn beschuldigen: Jesus steht nicht auf seiten Israels, Er steht auf seiten der Römer. Wenn Er nein sagte, dann konnten sie Ihn bei den Römern anklagen, weil Er zur Steuerverweigerung aufforderte; dann war Jesus als Aufrührer gebrandmarkt.

Wie erfinderisch ist doch das Menschenherz, um die Liebe Gottes mit bitterem Haß und listiger Feindschaft zu erwidern! Vor keiner Schlechtigkeit scheut man zurück. So leiten auch diese Feinde Jesu ihre schlaue Frage mit der schmeichlerischen Huldigung ein: „Lehrer, wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und den Weg Gottes

in Wahrheit lehrst und Dich um niemanden kümmerst, denn Du siehst nicht auf die Person des Menschen.“ Wer diese Worte hörte, mußte denken, er habe es mit Leuten zu tun, die dem HERRN in Wahrheit dienen und nachfolgen wollten. Das Gegenteil war der Fall. Es hieß auch hier: „Dies Volk ehrt Mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von Mir“ (vergl. Jes. 29, 13). Wie gottentfremdet war dies arme Israel! Die Pharisäer mit ihrer menschlich gemachten Frömmigkeit, die Sadduzäer, die an keine Auferstehung glaubten, und die Herodianer, denen die Religion völlig gleichgültig war, die nur den politischen Vorteil für ihren gewissenlosen König suchten — alle waren eins darin, daß Jesus keinen Raum gewinnen durfte im jüdischen Volke. „Jesus aber, ihre Bosheit erkennend, sprach: Was versucht ihr Mich, Heuchler!“

Der Zustand der Namenchristenheit unsrer Tage gleicht in erschreckendem Maße dem Zustand Israels in den Tagen des HERRN. Was war damals das Judentum für die Menge? Eine Religion, die wohl Opfer und Zeremonien hatte, aber keine Kraft, keinen Trost, keinen Frieden. Wohl gab es ein kleines Häuflein solcher, die wirklich auf den verheißenen Messias warteten und vor Gott wandelten wie Simeon und Hanna — aber diese verschwanden völlig in der Masse derer, die nur noch die äußerliche Form des Judentums hatten. Ist es nicht ganz ähnlich in der Namenchristenheit? Ob man in die griechisch-katholischen Länder blickt oder in die römisch-katholischen oder in die protestantischen, es ist für die große Masse, sowohl der Gebildeten, als der Ungebildeten, überall dasselbe Bild: „Sie haben eine Form der Gottseligkeit, aber ihre Kraft verleugnen sie“ (2. Tim. 3, 5).

Doch gab Gott Gnade, daß heute unter allen Völkern eine kleine Schar wahrer Christen erblickt wird, welche dies Kennzeichen tragen: „Du hast Mein Wort bewahrt und hast Meinen Namen nicht verleugnet“ (Offenb. 3, 8). Ja, der HERR sei dafür gepriesen, daß auch in unserm deutschen Volke die Zahl derer wächst, welche sich das Kleinod des Wortes Gottes nicht entreißen lassen und die den Namen Jesu, den über alles kostbaren Namen ihres geliebten HERRN, nicht verleugnen wollen im Angesichte der von Gott mehr und mehr gelösten Namenchristenheit. Hier ist nicht die Rede von irgend einer christlichen Konfession, sondern das ist die Frage: Gehöre ich auch zu jener kleinen Schar? Glaube auch ich

an den kommenden hErrn, wie Simeon und Hanna auf den verheißenen Messias warteten? Der hErr hat gesagt: „Siehe, Ich komme bald!“ Er hat den Seinigen geboten, daß sie den Knechten gleich sein sollen, die auf ihren hErrn warten.

Mit heuchlerischen Huldigungen und spitzfindigen Fragen nahen jene Pharisäer und Herodianer dem hErrn, und damit naht man Ihm auch in der Namenschristenheit. Man gelobt Ihm in feierlichem Gelübde Hingebung und Gehorsam — aber wo sind die Menschen, in deren Leben Jesus als hErr und Gebieter erkannt wird? Wohl wünscht mancher Vergebung der Sünden und möchte wirklich sein Schuldkonto mit Gott ordnen, aber man will doch nicht mit der Welt und mit der Sünde brechen; man lehnt eine wirkliche Lebenserneuerung grundsätzlich ab. Neulich sagte eine vornehme Dame zu einem gläubigen Christen, der sie einlud, das Evangelium zu hören, daß sie nicht an das Wort Gottes glaube, und fügte hinzu: „Das ist ebenso wie mit unserm Tischgebet, daran hält man fest als an einer frommen Sitte, aber man glaubt doch nicht daran.“ So war also in dieser Familie auch das Tischgebet nur eine heuchlerische Huldigung.

Wie viele spöttische Fragen werden aufgebracht in der Hoffnung, die Wahrheit der Bibel damit erschüttern zu können. Die Bibel erschrickt vor den spitzfindigen Fragen der Menschen ebensowenig, wie der hErr vor denen der Pharisäer. Nein, das Wort Gottes gibt dem Fragesteller eine Frage zurück, die er zuerst beantworten soll: Sünder, wohin willst du entfliehen vor dem flammenden Auge des heiligen Gottes angesichts der Berge deiner Schuld? Wenn diese Frage in Aufrichtigkeit vor Gott geordnet ist, so beklagt sich der Mensch nicht mehr über Dunkelheiten und Unklarheiten im Worte Gottes.

Welch deutliche Sprache spricht dies Wort über die Sünde, wenn es heißt: „Hurere und Ehebrecher aber wird Gott richten“ (Hebr. 13, 4), oder wenn geschrieben steht: „Den feigen aber und Ungläubigen und mit Greueln Befleckten und Mördern und Hurern und Zauberern und Götzendienern und allen Lügern — ihr Teil ist in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, welches ist der zweite Tod“ (Offenb. 21, 8). Aber Gott sei dafür gepriesen, daß auch geschrieben

steht: **Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß der Sünder sich bekehre und lebe.** (Vergl. 1. Tim. 2, 4 und 2. Petr. 3, 9.)

Wer du auch bist, versuche nicht, den hErrn der Herrlichkeit abzuspeisen mit heuchlerischen Huldigungen oder das Wort der Gnade abzuweisen mit spitzfindigen Fragen! Es wird dir nicht gelingen; du stehst vor Dem, der dein Herz und Leben durchschaut. Er blickt dich jetzt an voll Liebe und Erbarmen, weiche Ihm nicht aus! Nicht der Mensch hat an Gott Fragen zu stellen, sondern Gott fragt ihn: **Wo bist du? was hast du getan? wohin trägt dich die eilende Zeit?** Und dann ruft Jesus dem zagenden Sünder zu: **„Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen!“** (Joh. 6, 37.)

Der hErr benutzt die listige Frage, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuer zu geben, um für alle Menschen und Zeiten den göttlichen Willen in betreff unsrer irdischen Pflichten klarzustellen.

In dem kurzen Worte: **„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“** ist ausgesprochen, daß die Christen irdische und himmlische Pflichten haben. Als der Apostel Paulus diese wichtige Frage für die Gläubigen in Rom besprach, welche sicherlich von dem Kaiser Nero nicht viel Gutes zu erwarten hatten, sagte er: **„Gebt allen, was ihnen gebühret: die Steuer, dem die Steuer, den Zoll, dem der Zoll, die Furcht, dem die Furcht, die Ehre, dem die Ehre gebühret. Seid niemandem irgend etwas schuldig, als nur einander zu lieben, denn wer den andern liebt, hat das Gesetz erfüllt“** (Römer 13, 7. 8). Wie klar erhellt aus diesen Worten, daß die Bibel das irdische Leben als den Schauplatz betrachtet, auf welchem wahres Christentum seine Bewährung finden soll! **Hic Rhodus, hic salta!** Wenn du ein Christ bist, beweise es vor den Augen der Welt, vor den Augen der Gläubigen, vor den Augen Gottes!

Du stehst nach Gottes Willen da, wo du stehst! Vielleicht waren die Lebensentschlüsse der Berufswahl, der Verheiratung usw., die dich auf den Platz geführt haben, nicht gottgewollt, sondern aus menschlichem Eigenwillen hervorgegangen — das kann sein —. Dennoch stehst du heute als ein Haushalter Gottes auf deinem Platze. Man sucht an einem Haushalter nicht mehr, als daß er treu erfunden werde (vergl. 1. Kor. 4, 2). Du kannst die Menschen und die Verhältnisse, die dich umgeben, nicht anders

machen, als sie sind, aber du kannst in denselben dem HErrn Treue halten; Er erwartet dies auf das bestimmteste von dir.

Als eine teure Christin ihren Lauf vollendet hatte, wollte ihr Mann mit einem kurzen Bibelworte den Charakter ihres Lebens unter ihr Bild schreiben. Er fand dies Wort: „Getreu in allen Dingen“ (1. Tim. 5, 11).

Ein gläubiger Christ hat zwei Gruppen von Menschen, welche sein Leben genau beschauen. Die einen sind seine Hausgenossen. Diese sehen ihn und sein Christentum in der wahren Gestalt. Deshalb sagt ja auch die Welt: Vor seinem Kammerdiener gibt es keinen großen Mann. Aber Gott sei gepriesen: vor dem Kammerdiener, auch wenn es nur ein Offiziersbursche ist, und vor den familienangehörigen gibt es wahre Christen! Die andre Gruppe sind die Kinder der Welt, die ungläubigen Standesgenossen, Verwandten und Bekannten, welche das Leben der Bekenner Jesu mit der Lupe betrachten, um die Fehler zu finden. Gott sei Dank dafür, daß es so ist! Es liegt eine große Segnung und Bewahrung für die Kinder Gottes darin, zu wissen, daß nicht nur das liebende Auge ihres teuren HErrn auf ihrem Wandel ruht, sondern auch die scharfe Kritik derer, die der Welt dienen und Jesum nicht kennen.

Dem Apostel Petrus war es von großer Bedeutung, daß das Volk Gottes durch seinen Wandel den Glauben ziere. „Geliebte, ich ermahne euch als Fremdlinge und als die ihr ohne Bürgerrecht seid, daß ihr euch enthaltet von den fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten, indem ihr euern Wandel unter den Nationen ehrbar führt, auf daß sie, worin sie wider euch als Übeltäter reden, aus den guten Werken, die sie anschauen, Gott verherrlichen am Tage der Heimsuchung“ (1. Petr. 2, 11. 12).

Möchten die Gläubigen erblickt werden wie eine Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen sein kann! Der HErr hat gesagt: „Ihr seid das Licht der Welt. Also laßet euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euern Vater, der in den Himmeln ist, verherrlichen“ (vergl. Matth. 5, 14—16).

Es gibt im Leben der Gläubigen hier auf der Erde häufig das, was man eine „Kollision der Pflichten“ nennt. Die menschliche Sitte, das Herkommen, die Standesanschauungen, oft auch der direkte Wille der Menschen fordert hier oder da Dinge, welche im Widerspruch stehen zu Gottes Wort und Gebot. Hier

hat der Herr den Seinigen den Weg gezeigt, auf welchem ihr Fuß wandeln soll: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ — und ebenso der Familie, den Kameraden, Berufsgenossen — gebet jedem, was ihm gebührt, seid treu in jeder irdischen Pflicht! Über über den Menschen steht der allmächtige, gegenwärtige Herr: Gebet Gott, was Gottes ist! Gebet Ihm in unbedingtem Gehorsam, ohne Menschenfurcht, was Ihm gebührt, so werdet ihr aus dem Konflikt der Pflichten einen sichern Ausweg haben. Kinder Gottes sollen „auf dem schmalen Wege“ wandeln mit der seligen Gewißheit, daß des Herrn Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruht und Seine Macht und Gnade mit ihnen geht.

IV.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Manche Tagesblätter und Reichstagsreden, auch manche Unterhaltungen unter hoch und niedrig rings um uns her scheinen von der Vorstellung beherrscht zu sein, als ob die Obrigkeit und die Vorgesetzten nur dazu da wären, ein Gegenstand der Kritik zu sein. Die Segnungen einer gesunden öffentlichen Kritik sind gewiß groß, besonders im modernen Staatsleben, aber der Geist der herabsehenden Kritik, welcher die Ehrfurcht vor der Obrigkeit vergift, ist von unten her.

Man findet im Hauptquartier einer großen Armee zuweilen einige Personen, welche bei allem, was beschlossen wird, die vermeintlichen Fehler und Bedenken mit dialektischer Gewandtheit hervorsuchen und dadurch das Vertrauen untergraben. Diese Leute verwenden infolge ihrer besonderen Charakterveranlagung ihre geistigen Fähigkeiten stets in negativer Richtung. Je länger sie dies

Geschäft betreiben, um so unfähiger werden sie, das Gute zu würdigen und einen Erfolg verheißenden Entschluß mit Freude zu begrüßen. Sie hängen an alles ihr „ja — aber“. Stellt man sie selbst auf den Platz, wo sie mit der Tat etwas leisten sollen, so gibt es Mißerfolge. Von dieser Art sind die meisten jener Kritiker, welche jeden von höherer oder höchster Stelle ausgehenden Entschluß oder Befehl als fehlerhaft besprechen. Ob sich's um eine Uniformveränderung, eine politische Kundgebung oder worum sonst handelt — vor der Kritik dieser Meister, mit Recht „Reichsnörgler“ genannt, kann nichts bestehen. Man prüfe ihre Reihen und frage sich: Wer unter diesen allen würde es, auf den höchsten Platz gestellt, besser gemacht haben? Das Resultat solcher Erwägung wird sein, daß wir tief überzeugt werden, daß dieser Bessere erst noch gefunden werden soll. Wieviel Ursache haben wir, dankbar zu sein, daß Gott uns solchen Herrscher gab! Es steht geschrieben: „Glücklich du Land, dessen König ein Sohn der Edeln ist“ (Pred. 10, 17). Unser deutsches Vaterland steht in ganz besonderer Weise unter dieser Segnung; dessen sollten sich alle mit tiefer Dankbarkeit freuen.

Für die gläubigen Christen ist die Beteiligung an jeder Art herabsetzender Kritik der Person und der Regierungshandlungen des Kaisers prinzipiell ausgeschlossen. Was sie anders sehen möchten, als es ist, sagen sie im treuen Glaubensgebet Gott und nicht den Menschen. Andererseits werden sie ihre Lippen vor byzantinischer Lobhudelei bewahren. Es gibt eine Art von patriotischem Christentum, welche vom irdischen Vaterlande wie von einem ewigen Reiche redet. Wahre Christen wissen, daß unser deutsches Volk und Vaterland, wie teuer es dem Herzen ist, doch irdisch und vergänglich ist. Das Volk Gottes aber, die heilige Nation der wahren lebendigen Christen (vergl. 1. Petr. 2, 9—10), ist ein ewiges Volk, welches in der Mitte seiner irdischen Vaterlandsgenossen zum Segen stehen soll für Zeit und Ewigkeit. Der irdische Herrscher empfängt durch das Evangelium betende Untertanen, das Vaterland anspruchslose, demütige, gehorsame Bürger. Der Leidenschaft politischer Parteien und sozialer Kämpfe steht der Gläubige mit stillem Herzen gegenüber, er betrachtet die Obrigkeit als „Gottes Dienerin“ (Röm. 13, 4). Er ehrt seine irdischen Vorgesetzten um des hErrn willen, und betet für sie.

Unser Kaiser sollte von einer Mauer von Glaubensgebeten der Kinder Gottes umgeben sein. Wahre Christen sollten sich nicht damit begnügen, so oberflächlich im Gebet zu sagen: „hErr, segne unsern Kaiser!“, sondern die Liebe erfleht im Blick auf die vielen verbrecherischen Attentate der letzten Jahrzehnte Behütung vor Unfall und Gefahr, Bewahrung der Gesundheit, Weisheit zu jedem Entschluß und vorsichtige Prüfung bei jedem Wort. — Wie nötig ist dies in einer Zeit, wo die Worte der Herrscher ohne Aufschub über die Erde telegraphiert, in den Zeitungen gedruckt und von jeder Partei in ihrem Sinne ausgebeutet werden! Wie oft geschieht dies, um das Ansehen der Krone zu untergraben und die Person des Regenten herabzusetzen! Es ist zu befürchten, daß viele Christen in diesen heiligen Pflichten der Glaubensfürbitte untreu sind. Das Wort Gottes sagt: „Ich ermahne nun vor allen Dingen, daß flehen, Gebete, Fürbitten, Dankfagungen getan werden für alle Menschen, für Könige und alle, die in Hoheit sind, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und würdigem Ernst“ (1. Tim. 2, 1. 2).

Die Frage: Was soll ein gläubiger Christ dem Kaiser geben? mag man so beantworten: Ehrfurcht, Glaubensfürbitte, hingebende Treue, jedes Opfer von Gut und Blut und willigen Gehorsam in allen Dingen, welche das Wort Gottes unter die Macht und Verantwortung der irdischen Obrigkeit stellt.

Aber damit ist die Bedeutung des Wortes: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ nicht erschöpft. Weit darüber hinaus ist hier das große Prinzip ausgesprochen, daß dem irdischen Lebensberuf und der treuen Pflichterfüllung alle Kraft und Hingebung gebracht werden soll, damit dem hErrn Jesu Ehre werde durch das Leben Seiner Bekenner. Einem Christen geziemen in seinem irdischen Beruf erstklassige Leistungen! Dies ist von ganz besonderer Bedeutung im Soldatenstande, wo jeder mit seiner Leistung vor dem Auge aller Berufsgenossen steht. Es ist sehr schmerzlich für die Ehre des hErrn, wenn einer Seiner Bekenner wegen mangelhafter Berufsleistung getadelt wird. Das Gebet kann ebensowenig den Mangel an treuer Arbeit ersetzen wie den Mangel an Pünktlichkeit. Man kann doch nicht den hErrn bitten: „hErr, laß mich zur rechten Zeit eintreffen!“, wenn man fünf Minuten zu spät aus der Wohnung

weggegangen ist. Man kommt sonst in die Bahn jener angeblich gläubigen Köchin, welche die Suppe anbrennen ließ und den HErrn bat, Er möge geben, daß die Suppe der Herrschaft doch wohlschmecke. Sicherlich ist Gottes Segen mehr als unsre besten Anstrengungen, aber Vorbedingung des Segens ist doch die, daß der Gläubige, soviel an ihm ist, treu sei. Die Güte Gottes muß viele unsrer Versäumnisse bedecken und tut es; aber Gott wird Sich nicht segnend zu dem Dienste der Seinigen bekennen, wenn sie es fehlen lassen an Hingabe, an Anspannung, an sorgfältiger Vorbereitung oder an der Willensenergie, welche die Berufsarbeit erfordert. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

Solange ein Soldat auf seinem Platze steht, ohne Jesum zu kennen, genügt es, das Befohlene zu tun; darüber hinaus tut er so viel, als der persönliche Ehrgeiz erfordert. Im übrigen verwendet er so viel Stunden auf sein Vergnügen, als ihm dazu freibleiben. Wenn aber derselbe Mensch sich zu Jesu bekehrt, so fällt auf die Sache ein neues Licht: „Was will der HErr? Habe ich noch Pflichten, die ich zu Seiner Ehre erfüllen darf?“ Die Frage, was der Berufspflicht gebührt, hat sich verändert, denn man ist nicht mehr allein einem menschlichen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig, sondern es ist der HErr Selbst, welcher gebietet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“. So auch manche andre Frage. „Soll ich Urlaub erbitten? Wann? Wie lange? Wohin?“ Alles dies trägt ein wahrer Christ zuerst seinem HErrn vor, denn er wünscht das zu tun, was dem HErrn zur Ehre ist.

Wir haben Pflichten der Liebe, der Fürbitte gegen unsre Familie. Die Eltern eines Gläubigen können unsomehr erwarten, daß ihr Sohn keine Aufmerksamkeit, keinen Liebesbeweis versäumt, daß er oft und ausführlich schreibt, daß er mit seinem Gelde auskommt, daß er in wichtigen Fragen den Rat der Eltern einholt — „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Dies göttliche Prinzip hat eine große Bedeutung im Blick auf Vater, Mutter und Familie.

So auch den Kameraden gegenüber. Ein Gläubiger sieht sich mit seinen Kameraden und Berufsgenossen nicht zufällig zusammengefügt. Er hat gottgegebene Verpflichtungen den einzelnen gegenüber, den Leichtfertigen zu warnen, den Traurigen zu trösten, Liebe und Aufmerksamkeit dem zu erweisen, der nicht nach ihm fragen mag.

In der Garnison fr. war früher das Garnisonlazarett sehr entlegen. Im dortigen Offizierkasino verkehrte ein junger kommandierter Offizier, über den die Kameraden wegen seines Bekenntnisses zu Jesu und wegen seines Tag für Tag unverhüllt gehaltenen Tischgebetes spotteten, wiewohl sie seine dienstliche Tüchtigkeit anerkennen mußten. Dieser besuchte in seinen freien Nachmittags- und Abendstunden den ernstlich erkrankten Leutnant Gr. P. Niemand von den übrigen fand Zeit zu solchen Besuchen. Als der Erkrankte genesen war, waren seine Kameraden beschämt, denn sie hörten, was der Bekenner Jesu getan hatte, obwohl er ihrem Offizierkorps nicht einmal angehörte. Ihr Spott war entwaffnet.

Der Leutnant v. W. war stark ans Morphinum geraten. Es wurde im Offizierkorps viel darüber gesprochen, umsomehr als v. W. gleichzeitig in Gefahr stand, durch leichtfertige Geldausgaben sein kleines Vermögen zu verschleudern. In jenem Offizierkorps war ein älterer Kamerad, der den Herrn kannte. Er bat v. W. zu einer Aussprache unter vier Augen. Gott segnete dieselbe so, daß v. W. noch an demselben Abend sein ganzes Arsenal von Morphiumspritzen und Morphinumvorräten dem ablieferte, dessen Liebe er erkannt hatte. Es gab wirklich eine große Wendung in diesem Leben zum Guten; v. W. wurde dem Dienste auf lange Jahre erhalten.

Ein gläubiger Christ sucht „seiner Stadt Bestes“ (Jer. 29, 7). Dazu gehört auch, nichts Nachteiliges hinter dem Rücken zu sagen, was man zuvor ins Angesicht nicht sagen durfte oder wollte. Daß man dies einem Kameraden schuldig ist, erkennt auch jeder anständig gesinnte Weltmann in der Theorie an. Aber gegen keine Rücksicht des sogenannten „Anstandes“ wird so oft und schwer gefehlt, als gegen diese. Sollten nicht wahre Christen in diesem Punkte treu sein?

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, den Kameraden, was sie nach göttlichem Gesetz von einem wahren Christen verlangen dürfen: Liebe, Fürbitte, Ermahnung, materielle Hilfe. Es ist gewiß grundverkehrt, wenn gläubige Christen sich dazu drängen lassen, leichtfertigen Weltmenschen die Schulden zu bezahlen und ihnen die Mittel in die Hand zu legen, ihr materielles, gewissenloses, oft sünden-erfülltes Leben fortzusetzen. Solchen verkehrten Anforderungen gegenüber sollte ein Gläubiger mit Klarheit erwidern: Ich bin weit entfernt deinen Leichtsinn zu unterstützen.

Ein Gläubiger gab einem jungen Kameraden, der in Schulden war, eine Summe von etwa 100 Mark, um eine dringende Schuld abzutragen. Der Empfänger verwendete sofort die Summe zu einer Weinreise an die Mosel. War diese Unterstützung weise oder zum Segen? Ein Gläubiger ist nur Haushalter über sein Geld, er soll es so verwenden, wie der Besitzer, der Herr, es will.

Nach den Gedanken Gottes soll ein wahrer Christ in der Mitte seiner irdischen Umgebung immer zum Segen stehen. Als Paulus, ein Gefangener in Ketten, auf der Reise nach Rom war, erlebte er auf dem Mittelländischen Meere einen großen Sturm. Als dieser schon fast 14 Tage gedauert hatte, sandte Gott dem Paulus durch einen Engel die Botschaft: „Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir fahren.“ Es waren 276 Seelen auf dem Schiffe, und diese alle wurden bei dem Schiffbruche an der Insel Malta am Leben erhalten (vergl. Apgesch. 27, 9—44). Dieser eine Gläubige auf dem Schiffe war die Ursache der Bewahrung für alle übrigen. Man erhält hier einen Begriff davon, wie Gott um eines Gläubigen willen, in Erhörung seiner Gebete ein Haus, eine Familie, ein Offizierkorps, einen Truppenteil, ein Schiff zu segnen vermag.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Die wir bekennen, Jünger Jesu zu sein, laßt uns sorgen, daß wir auf der Erde denen zum Segen seien, in deren Mitte wir leben. Dann werden wir auch dem Herrn Ehre machen, der uns in Seiner Weisheit als Seine Zeugen auf unsern Platz gestellt hat.

V.

Gebet Gott, was Gottes ist!

Gott ist dem Menschen gegenüber immer der große Geber; ehe Gott irgend etwas von dir forderte, gab Er das Kostbarste, was Er besaß, Seinen vielgeliebten Sohn, für dich in Gericht und Tod dahin. Er läßt Seine Liebe kund werden, nicht nach unsrer Würdigkeit, sondern weil Er Liebe ist. „Hierin ist die Liebe: nicht, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt und Seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsre Sünden“ (1. Joh. 4, 10). Der Blick auf das Kreuz von Golgatha enthüllt uns die wunderbare Tatsache, daß Gott uns liebte, als wir Seine Feinde waren. Diese Liebe schmilzt das harte Herz.

So brach einst Zinzendorf zusammen vor der Frage, die der gekreuzigte Christus an ihn richtete: „Das tat Ich für dich, was tust du für Mich?“ Wie tausendfältig verschieden die Geschichte der Bekehrung und Wiedergeburt der Gläubigen sein mag, wie mannigfaltig die vorbereitenden Einflüsse und die letzten ausschlaggebenden Ereignisse — in der Schlußwirkung kommt es doch bei allen wiedergeborenen Christen auf dies eine hinaus: der von der Gnade überwundene Sünder huldigt dem Sohne Gottes, seinem Erretter. Erst dann vermag ein Mensch das Wort zu verstehen: „Gebet Gott, was Gottes ist!“

Liesest du diese Blätter als ein wiedergeborener Christ? Kannst du wie jener Blindgeborene sagen: „Eines weiß ich, daß ich blind war und jetzt sehe“ (Joh. 9, 25)? Nicht darum handelt es sich, ob du fromm erzogen, zu den religiösen Menschen gehörst; auch nicht darum, inwieweit du über die hinter dir liegenden Sünden ein tiefes Schuldgefühl und ein heißes Verlangen nach Vergebung hast, wiewohl dies letztere überaus wichtig ist. Nein, dies ist die Frage, ob du in deinem Leben ein großes Ereignis erlebt hast: eine Ewigkeitstatsache, durch welche du zu der Gewißheit kamst,

daß Jesus für dich aus dem Himmel kam und für dich auf dem Kreuze starb, damit deine Sünden getilgt wurden und dein Herz Frieden fände?

Ein wahrer Christ hat den auferstandenen Jesus als eine heilige, unsichtbar bei ihm gegenwärtige Person erlebt. Der Sohn Gottes ist an seinen Lebensweg getreten. Der Glaubensblick auf das vollbrachte Werk von Golgatha gab dem schuldigen Sünder eine ewig gültige Vergebung und Ver-söhnung. Er empfing Gewißheit der Gnade Gottes, Gewißheit der Kind-schaft. Er kann nun zu dem ewigen Gott sprechen: Abba Vater! und bezeugt mit demütigem Dank: Ich habe Frieden gefunden! Er bekennt jetzt im Blick auf das Kreuz: Die Strafe für meine Sünde lag auf Ihm zu meinem Frieden, und in Seinen Wunden wurde mir Heilung (vergl. Jes. 53, 5). Dies innerlich Erlebte tritt auch nach außen in die Erscheinung. Der begnadigte Sünder bricht mit jeder erkannten Sünde, mit dem Dienste der Welt und Selbstsucht. Jesus wird Herrscher im Leben, im Hause, Herrscher über alle Lebensbeziehungen. „Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden.“ Dies größte Erlebnis, welches ein Mensch auf seiner irdischen Bahn erleben kann, liegt entweder hinter dir, oder du bist noch nicht in Wahrheit „ein Christ“ geworden. Du kannst „christlich“ sein, aber um „ein Christ“ zu werden, muß dein Herz Jesum als deinen Erretter erlebt haben, dann kannst du bezeugen: Ich war verloren, ich bin errettet; ich war ein Kind der Welt, ich bin ein Kind Gottes.

Ein wahrer Christ begehrt „Gott zu geben, was Gottes ist“, und den Willen Gottes zu tun, wie er in der Bibel uns kund-ge-tan ist. Die Welt sagt uns von allen Seiten: Es ist unmöglich, in diesem irdischen Leben als Christ nach der Bibel zu leben. Das sagt nicht nur der Offizier, sondern ebensogut der Unteroffizier und Soldat in der Kaserne. Frage einen Kaufmann oder Handwerker, frage einen Studenten, Arzt oder Diplomaten — alle werden dir sagen: Es ist unmöglich! Wie sollte es möglich sein, in einer Welt der Lüge nach dem Worte Gottes zu leben und in allem wahr zu sein? Das vermag der Mensch von Natur nicht, aber sobald er, von der Hand der Gnade Gottes ergriffen, in dies neue Leben eingetreten ist und für Jesum lebt, dann vermag er es. Dann gibt Jesus ihm Kraft und macht für seine Füße einen Weg, auf

dem er trotz aller scheinbaren Unmöglichkeiten als Christ wandeln kann. Nun vermag er Gott zu geben, was Gottes ist.

Die Begriffe über das Christentum sind mitten in der Namenchristenheit völlig verwirrt. Man hat Mühe, dem Menschen klar zu machen, worum es sich im Christentum handelt. Es handelt sich darum, den Menschen von der Last, dem Fluche und der Kette der Sünde zu befreien, das Gewissen zur Ruhe, ~~zu bringen~~ und dem Herzen die Gewißheit der Gnade Gottes zu bringen. Das fehlt den Menschen, die in der Welt und für die Welt leben, und darum sind sie nicht glücklich und nicht ruhig. Ist dies dein Fall? Sei ehrlich und gestehe, daß dich ein ungewisses Etwas drückt und daß dir ein ungewisses Etwas fehlt trotz mancher äußeren Erfolge. Du fühlst das von Zeit zu Zeit trotz dieser unaufhörlichen Jagd von Dienst, Geselligkeit und Zerstreuung, ja du fühlst es je länger, je mehr. Ob Minister und Generale ihre Salons zu glänzender Geselligkeit öffnen, oder ob andre Sterbliche diese Salons als Geladene betreten, ob die Leute ihre Sommerreise nach Italien machen oder nach Norwegen, ob man sich eine neue Villa baut oder auf seinem Gute den längst geplanten neuen Kuhstall, ob man endlich avanciert und zum ersten Male in den neuen Achselstücken sich selbst bewundert, oder ob man sich seine Stube mit neuen Möbeln einrichtete oder was es sonst ist — in allen diesen irdischen Dingen kommt das Herz nicht zur Ruhe. Werden dann Hoffnungen zerbrochen, kommen Enttäuschungen, Verarmung, oder nimmt der Tod dem Menschen das Teuerste von der Seite, so kommt endlich ein Augenblick, wo man stillesteht und fragt: Wozu lebe ich? Wohin gehe ich? Es ist Gnade, wenn ein Mensch inmitten dieses Stromes der Eitelkeiten zu dieser Frage wirklich mit Ernst gelangt. Es ist der erste Anfang des Erwachens.

Vor kurzer Zeit machte ein Graf aus Brüssel diese Erfahrung. Er verlor durch einen Schwindler sein ganzes Vermögen, stand mit seiner Frau bettelarm mitten im Leben. So kam er zu der Frage: Wohin führt mein Weg? Dieser Mann, der, solange er wohlhabend war, nie zu Jesu gekommen wäre, ließ sich nun von Gläubigen an die Hand nehmen, um bei dem Herrn Vergebung aller Schuld, Frieden und Hoffnung und ein unzerbrechliches Glück zu finden. In solchen ernsten Zeiten wird der Mensch erinnert an etwas, was er vergessen hatte; er merkt, daß er noch einen

Begleiter hat, der bisher still war und der nun beginnt zu reden: die Sünde, die Schuld seines Lebens. Erinnerungen werden wach aus vergangenen Tagen; das Gewissen beginnt eine seltsame Sprache zu sprechen von längst vergangenen Dingen und Personen. Welch unbequeme Gäste!

In einem alten Hause war einst ein junges Mädchen ermordet worden; die Angehörigen hatten das lebensgroße Bild der Ermordeten auf die Wand des Hausflurs malen lassen. Das Haus kam in andre Hand; dem neuen Besitzer war das Bild unheimlich. Er ließ es überstreichen und ein anderes darüber malen. Aber einige Zeit nachher kam das alte Bild wieder zum Vorschein, immer klarer, immer deutlicher; die aufgetragenen Farben konnten es nicht zudecken. Man versuchte es noch einmal zu übermalen — aber vergebens, die alte Gestalt kam wieder hervor. So geht es unzähligen Leuten mit der Erinnerung an ihre Sünden. Sie möchten etwas andres darüber malen, aber es dauert nicht lange, so kommt die Erinnerung an das, was in dem Hause ihres Lebens einst geschehen ist, wieder hervor. Du kannst mit Trinken oder Zerstreung, mit Bücherlesen oder Arbeiten, mit allerhand Plänen oder Geschäften deine vergangenen Sünden überstreichen — du schaffst sie nicht fort, sie kommen wieder hervor.

Es gibt nur ein Mittel, deine Sünden wegzuschaffen und dein Gewissen zur Ruhe zu bringen: du mußt zu Jesu kommen, deine Sünden vor Gott und Menschen ehrlich bekennen, dem gekreuzigten Sohne Gottes huldigen, die Versöhnung durch Sein Blut glaubend ergreifen! Dann, aber auch nur dann, wird deine Schuld dir abgenommen, die Last kommt von deinem Gewissen, dein Leben wird heil von dem Fluche der Sünde.

Auf dem Gewissen von manchen scheinbar lustigen Menschen liegen schwere Steine. Ja, man hatte sich verheiratet, durchaus standesgemäß. Wie lieblich war diese Frau und wie behaglich die Einrichtung des jungen Haushaltes! Aber da stand im Hintergrunde irgendwo eine andre Gestalt, an der man einst schwer gesündigt hatte; da wuchs vielleicht irgendwo ein Kind heran, das seinen Vater nicht kannte. Man wollte es vergessen und konnte es doch nicht. Und der Stein wird immer schwerer mit den Jahren. Ach, er ist nicht der einzige, der da drückt! Wo ist Heilung? Wo ist Friede? Du fühlst, daß du so nicht

vor Gott erscheinen darfst, und die Jahre heilen den Schaden nicht, und Tugend und Güte und Almosen heilen ihn nicht, auch nicht Frömmigkeit, auch nicht Vorsätze.

Mein lieber Freund, deinen Schaden kann nur Jesus heilen, der Gekreuzigte. Vertraue dich Ihm an!

Er hört das Seufzen deiner Seelen
Und des Herzens stille Klagen,
Und was du niemand magst erzählen,
Kannst du Ihm gar kühnlich sagen.

Es ist Hülfe und Heilung auch für dich, Heilung für den ganzen Schaden deines Lebens. Jesus hat eine Lebenserneuerung für dich. Willst du? Nun denn: Gib Gott, was Gottes ist! Gib Ihm dein Herz, deinen Willen! Sage dem HERRN, daß du dich willenlos in Seine Hände legst und Ihm alles übergibst, was du bist, hast und vermagst! Dann findest du Frieden für dein Herz — aber du findest auch Bewährung im irdischen Kampfe.

Die meisten Menschen betrachten das Christentum nur als eine Religion, von welcher der einzelne so viel oder so wenig Gebrauch macht, als das Herz begehrt und die äußeren Verhältnisse erfordern oder gestatten. Wer so steht, findet auf seinem Wege keinerlei Kampf. Niemand hindert ihn, in seiner Not Gott anzurufen, von der Gnade Gottes Bewahrung, Hülfe oder Erfolg zu erflehen, oder in seiner Wohnung trostreiche Bibelsprüche aufzuhängen. Auch das Tischgebet nach guter, väterlicher Sitte und selbst Hausandacht kann man halten, ohne in Dissonanzen mit seinen Umgebungen zu kommen. Erst von da an gibt es Kampf, wo man von Worten zu Taten, von der Form zur Wirklichkeit des Lebens übergeht, wo man sich trennt von der Weise der Welt, von ihren Vergnügungen, Lebensauffassungen und Ansprüchen, wo man den Unterschied praktisch werden läßt zwischen Kindern der Welt, die nach der Väter Weise wandeln, und Kindern Gottes, welche durch die Gnade und das Blut Jesu aus der Welt errettet wurden. Das Festhalten an christlicher Form und Sitte ist nicht nur gestattet, nein, die Welt wird sogar den charaktervollen Ernst eines frommen Menschen und seines Hauses anerkennen. Und dies um so mehr, je mehr die verständigen Leute anfangen zu begreifen, daß unser Volk durch die Loslösung vom Christentum in das Verderben geführt wird. Deshalb sorgt man für den Religionsunterricht der

Kinder auf der Schule, man fördert die Sonntagsruhe durch entsprechende Gesetze. Man straft Gotteslästerungen und Meineide und bemüht sich auf jede Weise, den christlichen Charakter des Volkslebens zu bewahren. So gesegnet diese Anordnungen für das Wohl des Volkes und Staates sind, so liegt in diesen Dingen doch nicht die Erfüllung des Wortes: „Gebet Gott, was Gottes ist!“

Elias, der Prophet, trat mit der Frage vor Israel hin: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Wenn Jehova Gott ist, so wandelt Ihm nach, und wenn der Baal, so wandelt ihm nach.“ Er forderte im Namen Gottes den Bruch mit Welt- und Götzendienst. Er forderte die Hingabe der Herzen an Jehova, die Reinigung des Lebens und der Häuser; Jehova sollte zu Seinem vollen Rechte kommen; das Volk Gottes sollte als ein heiliges Volk in der Mitte der Nationen stehen.

Dieselbe Forderung stellt der Herr auch heute inmitten der Namenchristenheit. Wenn du wirklich Gott geben willst, was Gottes ist, so wird und muß es zu einem Bruch kommen mit deiner Vergangenheit. Der Herr sagt: „Wer irgend Mir nachkommen will, verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge Mir nach“ (Mark. 8, 34). Es handelt sich nicht um Formen und Worte, sondern um die Wirklichkeit des praktischen Lebens, wenn Jesus von dir fordert, „dein Ich“ zu verleugnen und Seinen heiligen Willen an die Stelle deines Eigenwillens zu setzen. Er meint wirklich, du sollst den schmalen Weg gehen, vom Wesen der Welt getrennt, du sollst das Wort Gottes über die Anforderungen der Welt stellen. Es ist ernst gemeint, daß der Herr von den Seinigen erwartet, daß sie auf dem ganzen Lebenswege inmitten ihrer Familie, ihrer Standes- und Berufsgenossen als Zeugen für Jesum dastehen sollen. Ist das zu viel gefordert von dem Heiland, welcher die Herrlichkeit des Himmels verließ und das Kreuz erwählte, um dich zu erlösen?

Wir lesen in den Berichten der Missionare, wie bekehrte Heiden, ehe man sie als wahre Christen anerkennt, brechen müssen mit dem Götzendienst, der Vielweiberei, dem Opiumrauchen, vielleicht mit der Menschenfresserei, und wie solche Christen dann innerhalb ihres heidnischen Volkes und ihrer Familie in die Acht erklärt werden, sie werden verfolgt, beraubt, mißhandelt, ja gefangen, gefoltert und getötet. — Wir finden dies durchaus nicht befremdlich. Man

weiß, daß die Bekehrung aus Welt und Götzendienst zu Jesu für diese schwarzen, gelben oder braunen Menschen solchen Bruch notwendigerweise mit sich brachte. Diese Leute wollten sich nicht den bürgerlichen Gesetzen entziehen, nicht die Steuern verweigern oder den Gehorsam oder die Ehrerbietung gegen die irdische Obrigkeit, sie wollten sich nicht der Arbeit und der Ernährung ihrer Familie entziehen, nein, sie wollten dem Kaiser geben, was des Kaisers ist; aber als sie Gott geben wollten, was Gottes ist, als Jesus Seine Hand auf ihr Leben gelegt hatte und sie den Namen bekannnten, der über alle Namen ist, da sahen sie sich plötzlich vereinsamt, entfremdet, hinausgetan.

Warum denn will man in der Namenchristenheit den schmalen Weg breit machen und die enge Pforte weit? Es gibt nur ein Christentum für alle Menschen, die Hohen und die Geringen dieser Erde, Gott erkennt keine abgeschwächte Form an. Der Herr bleibt stehen bei Seiner Forderung: Gebet Gott, was Gottes ist! Jesus hat für dich denselben Preis bezahlt auf dem Kreuze von Golgatha, wie für den verlorensten Heiden und Menschenfresser. Er fordert von dir wie von jenem, wenn du wirklich bezeugst, errettet zu sein und teuer erkauft mit dem Blute des Lammes Gottes, daß du auf Seine Seite trittst mit ungeteiltem Herzen, daß du vor allen Menschen Jesum bekennst als Den, der dich zuerst geliebt, dem du gehörst, dem du alles verdankst, von dem du nicht lassen und weichen willst, es koste, was es wolle.

Das Lied ist bald gesungen:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich Gottes muß uns bleiben.

Soll es gelten? Willst du auf Jesu Seite stehen, Sein Kreuz, das Zeichen der Schmach und Verwerfung, tragend?

Ein gläubiger Buchdruckergerelle verlor Arbeit und Brot, weil er als ein Bekenner Jesu es ablehnte, sich dem sozialdemokratischen Verbands anzuschließen. Er wurde in die Acht getan und fand auch in andern Städten insolge dessen keine Arbeit mehr, bis Gott sie ihm endlich auf sein Gebet schenkte in einer christlichen Anstalt. Ein Maurer verlor Arbeit und Brot, weil er sich weigerte, mit

den übrigen zusammen während der Arbeitspause die Schnapsflasche kreisen zu lassen und an ihren gottlosen Unterhaltungen teilzunehmen. So könnte man viele Beispiele anführen, wie ein treues Bekenntn zu Jesu für die Gläubigen geringen Standes oft große Opfer und tiefe Prüfungen kostet. Warum gilt es denn für einen Gläubigen der höheren Stände als etwas so Befremdliches, wenn sein Christentum Opfer kosten soll?

Der Herr will verherrlicht werden durch Bekenner aus allen Ständen. Gott sei Dank dafür, daß in unserm Volke Christen erblickt werden, die Ihm Herz und Leben gegeben haben; freilich sind es nur wenige. Es ist trotz des mächtig wirkenden antichristlichen Geistes kein Mangel an solchen, die mit voller Hingabe dem Kaiser und dem Vaterlande geben wollen, was des Kaisers ist. Aber wie klein ist die Zahl derer, welche den äußerlichen Schimmer eines Namenchristentums in seiner Wertlosigkeit erkannt haben, und die Gott wirklich geben wollen, was Gottes ist! Was begehrt Gott? Ein lebendiges, mit dem Leben bezeugtes Christentum.

VI.

Wessen ist das Bild und die Überschrift?

Als der Herr Sich jene Münze reichen ließ und die Frage stellte: „Wessen ist das Bild und die Überschrift?“ war weder Zweifel noch Ausweichen möglich; die Münze trug das Bild und Gepräge des römischen Kaisers. Sie war nicht für Gott geprägt.

Auch dein Leben trägt ein Gepräge, das Bild des Fürsten, dem du dienest, dem du gehörst, entweder ein irdisches oder ein himmlisches Gepräge, entweder das Bild Jesu oder das Bild des Fürsten dieser Welt. Es ist eine Frage von Ewigkeitsbedeutung, wenn der Herr dich fragt im Blick auf dein eigenes Leben: „Wessen ist das Bild und die Überschrift?“

Es war früher Sitte, auf den Münzen um das Bild des Fürsten zu schreiben: „Dei gratia“ (durch Gottes Gnade). Möchte dein Leben das Gepräge des himmlischen Königs so deutlich, so unverwischt tragen, daß die Welt auf deinem Leben lese: Dies Leben hat Gott geprägt; es trägt den Stempel der Gnade Gottes!

Das Leben eines Menschen gleicht einer Münze, die durch viele Hände geht und von vielen Augen auf ihren Wert geprüft wird. Sobald Zweifel an der Echtheit eines Geldstücks, am Klange des Edelmetalls entstehen, bringt man es zum Goldschmied oder zur Münze. Wenn da die Echtheit anerkannt wird, sind alle Zweifel beseitigt. Ist bei dir jeder Zweifel darüber beseitigt, ob dein Leben den Stempel Jesu, das Gepräge der Gnade trägt? Hat Gott dir durch Seinen Heiligen Geist die Gewißheit der Gottesfirdschaft gegeben? Es wäre verhängnisvoll, wenn du dich über die Echtheit dieser Münze täuschtest. Es würde dir am Thron der Ewigkeit entgegentönen: „Ihr habt um den Preis eurer Seelen geirrt.“ Leider ist dies der fall der meisten Menschen in der Namenchristenheit.

Aber bei dir soll es nicht so sein! Trug bisher dein Leben den Stempel der Welt, lebstest du für dich selbst, für deine eigene Ehre oder für den Dienst der Sünde, so komm, wie du bist, zu Jesu! Bringe Ihm deine verlorenen Jahre und deine Schuld, flehe um Gnade, und Er wird dein Leben erneuern durch die Macht Seines Blutes und Seiner Gnade. Wenn dann der Herr Selbst dein Christentum als echt anerkennt, so werden die Menschen Sein auf dein Leben geprägtes Bild erkennen. Wo du auch stehen magst, hoch oder niedrig, ob du alt oder jung bist — die Welt soll dich erkennen als einen mit dem Blute Jesu erkauften Zeugen. Ein solcher ist mit freuden bereit, für Kaiser und Vaterland zu sterben — gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist — aber sein Leben trägt doch einen ganz andern Stempel, als das Leben eines Weltmenschen, der ein treuer Patriot ist.

Ein wahrer Christ sagt: „Denn sei es, daß wir leben, wir leben dem Herrn; sei es, daß wir sterben, wir sterben dem Herrn. Sei es nun, daß wir leben, sei es, daß wir sterben, wir sind des Herrn“ (Römer 14, 8). Er hat täglich Zeit, mit dem Herrn im Gebet umzugehen, ihm ist es nicht eine lästige Pflicht, sondern

Freude, das Wort Gottes zu lesen und zu hören. Er weiß sich eins mit den Kindern Gottes und bekennt diese Einheit vor der Welt. Er erfüllt alle irdischen Pflichten mit dem Begehren, seinem HErrn Ehre zu machen. Er prüft seine Pläne und Entschlüsse, ob sie nach Gottes Willen sind. Die Gnade Gottes, in der er wandelt, macht ihn demütig, aber auch froh und stark. Er trennt sich von jeder Unterhaltung, in welcher der HErr und das Wort Gottes verachtet wird. Er wandelt in Keuschheit und Wahrheit; er liebt Einen mehr als alle Menschen und Dinge und bekennt diesen Einen vor den Kindern der Welt, Jesum, seinen geliebten HErrn.

Nun denn: Wessen ist in deinem Leben das Bild und die Überschrift?

O Jesu, daß Dein Name bliebe
 Im Grunde tief gedrückt ein!
 Möcht' Deine süße Jesusliebe
 In Herz und Sinn gepräget sein!
 Im Wort, im Werk, in allem Wesen
 Sei Jesus und sonst nichts zu lesen.



Im Schlosse Sanssouci.

Im Schlosse Sanssouci ließ Se. Majestät der Kaiser jüngst ein Marmorbild von eigenartiger Schönheit im Sterbezimmer Friedrichs des Großen aufstellen. Der Künstler hat den König dargestellt, wie er sterbend im Lehnstuhl sitzt.

Am 17. August 1786 tat Friedrich der Große den letzten Atemzug in einer der tiefen Fensternischen jenes Zimmers, aus welchem der Blick über die Terrasse auf den Schloßpark geht. Die Statue des sterbenden Königs an dieser Stelle wirkt auf den Beschauer wie eine Predigt über das Wort: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Grafes Blume. Das Gras ist verdorret, und seine Blume ist abgefallen“ (1. Petri 1, 24). Hier hat der Tod seinen Stempel auf daselbe Angesicht gedrückt, aus welchem einst die großen blauen Herricheraugen voll Feuer und Kraft über die Siegesfelder von Roßbach und Leuthen blickten. Vorüber geflogen sind die 46 Jahre der arbeitsreichen, ruhmgekrönten Regierung. Fern von dem sterbenden Helden sind die Freunde der Jugendluft, die treuen Generale und die berühmten Geister, die einst in Sanssouci des Königs frohe Gäste waren. Das alles ist vergangen, hier sitzt ein einsamer Greis. Die erhobene rechte Hand streckt sich aus, als wollte sie, da alles vor dem Auge verflinkt, aus dem entichwindenden Leben etwas Bleibendes greifen. Wie wehmütig redet diese in den Sessel gebannte Gestalt davon, daß auch die Größten der Erde dem All-

bezwinger Tod folgen müssen, um durch das dunkle Tor der Ewigkeit hindurchzuschreiten in jenes andre Land, in welches die irdische Königsmacht nicht hinüberreicht! Auch die beiden treuen Windspiele hat der Künftler abgebildet, wie sie sich zu den Füßen des sterbenden Königs anschmiegen. Ach, sie konnten ihm nicht erlösen, was an Liebe und Freude den düstern und einsamen Jahren seines Alters gefehlt hatte. Dies glaubt man auch im Angesichte des Königs zu lesen. Da sind Züge, die davon reden, daß in dem Leben dieses ruhmgekrönten Helden der Strahl der Liebe gefehlt hatte, der allein Menschenherzen glücklich machen kann.

Draußen hatte Friedrich in goldenen Buchstaben die Inschrift über die Mitte der Schloßfront setzen lassen: Sanssouci. Aber drinnen, im Sterbezimmer, steht eine andre Inschrift, von der Hand Gottes auf das Menschenleben geschrieben und auf alle Menschenherrlichkeit: „**Staub bist du, und zum Staube wirst du zurückkehren.**“ (1. Mose 3, 19.)

Hier handelt es sich um einen der Größten unter den Großen, um den König, welcher nichts sein wollte als der erste Diener des Staates, welcher sein Leben verzehrte in der Arbeit für sein Volk, und der vor den Augen der Welt seinen stolzen Voratz ausgeführt hat: als König zu denken, zu leben und zu sterben.

Er war kein Jünger Jesu — er nannte sich „den Philosophen von Sanssouci“. Als ehrlicher Mann verichmähete er es, etwas anderes zu scheinen, als er war. Dem entsprach auch sein Ende. Was in seinem Herzen war im Angesichte des Todes, weiß Gott allein. Für das menschliche Erkennen starb der große König mit dem Heldenmut der Resignation, er fürchtete nicht das Sterben, aber er hatte keine Hoffnung.

Meisterhaft, herzbewegend hat dies der Künftler dargestellt. Um so tiefer ist die Wirkung auf einen Beschauer, welcher dies Sterbezimmer betritt mit vaterländischer Verehrung für Preußens großen König im Herzen. Was ist alle Größe, aller Glanz und Ruhm der Erde, wenn ein Mensch in die Ewigkeit gehen soll, ohne Jesum zu kennen, ohne das ewige Leben zu besitzen durch die Gnade und das Blut des Lammes Gottes!

Von weither trägt der Wind über die Dächer und Gärten der Stadt Potsdam Stunde um Stunde die Choralmelodien

des Glockenspiels der Garnisonkirche. Drunten in der Kirche, im engen, kleinen Gewölbe hinter der Kanzel, steht neben dem schlichten Marmor-Sarkophage des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. ein anderer Sarg, nur aus schwarzen Brettern gezimmert, ohne jeden Schmuck, ohne jede Inschrift — es ist der Sarg Friedrichs des Großen. Er selbst hat es so angeordnet. In den hohen Hallen der Kirche erzählen die hunderte der eroberten Fahnen von all den Siegen auf schier ungezählten Schlachtfeldern, durch welche die Größe unseres irdischen Vaterlandes erbaut wurde. Aber der Sarg des größten preußischen Siegers in dem niedrigen Gewölbe redet von der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes und richtet mit Gewalt die Frage an den stillen Beschauer: Du Menschenkind, was bleibt dir, wenn du den Schauplatz des Ringens und Dienens verlassen wirst? Auch du wirst jene Grenzscheide überschreiten, welche Zeit und Ewigkeit trennt, wirst verlassen, was du hier hattest und warst — was bleibt dir dann? Kannst du jubelnd rufen: Mir bleibt mein Jesus! Mir bleibt meine ewige Krone! Mir bleibt mein Erbteil im Vaterhause Gottes, denn ich bin droben Kind und Erbe, dort, wo kein Sterben die ewige Freude knickt!?

Du bist nicht zu einer irdischen Krone geboren, deine Worte und Entschlüsse bewegen nicht, wie die des großen Königs, Europas Fürsten und Völker. Du kannst nicht Wohlfahrt und Gedeihen schaffen in Stadt und Land wie jener Fürst, dessen fürsorgendes Wirken in den Friedenszeiten noch größer war, als in den Stürmen des Krieges, der weite Sümpfe in fruchtbares Land verwandelte, der seinem Volke eine neue und bewährte Gesetzgebung gab, der für den Unterricht der Jugend sorgte wie keiner vor ihm. Du gehörst nicht zu den Hohen und Großen der Erde, und doch stellte Gott dich auf den rechten Platz, um in dieser eilenden Zeit eine ewige Krone zu gewinnen. Willst du es, so huldige Jesu, dem Fürsten des Lebens, gib Ihm dein Herz, bring Ihm deine Schuld, so darfst du, gewaschen mit dem Blute des Lammes, ein Leben leben, dessen Frucht ewig bleibt.

Dort am Sarge des großen Königs vernimmt der menschliche Geist etwas von dem Rauschen des Stromes der Zeit, der so still und doch so unwiderstehlich mächtig die Menschen dahinträgt, dem großen Ozean der Ewigkeit entgegen. In diesem

Strome treiben die Trümmer zerbrochener Erdenreiche, verschwundener Menschenherrlichkeit. Ob das Auge sich heftet auf Ninives Ruinen, auf Babylons Trümmer, auf Ägyptens Pyramiden oder hier auf den schlichten Sarg des größten unter den Fürsten aus deutschem Blut und Stamme — über den Fluten dieses Zeitentromes, über den Büchern menschlicher Geschichtschreibung und über den Denkmälern, mit denen das Vaterland seine Wohltäter, Herrscher und Helden ehrt, bleibt die Inschrift stehen: „Staub bist du, und zum Staube wirst du zurückkehren!“ An dies Wort, gesprochen durch den ewigen Gott am Tage des Sündenfalles, hat sich noch keine Bibelkritik oder Philosophie der Menschen herangewagt. Davor beugt sich alle Welt. Auch Mose, dem Manne Gottes, geben alle recht, wenn er zu dem ewigen Gott spricht: „Du lässest zum Staube zurückkehren den Menschen und sprichst: Kehret zurück, ihr Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind in Deinen Augen wie der gefrüge Tag, wenn er vergangen ist, und wie eine Wache in der Nacht“ (Pl. 90, 3—4).

Es ist so gut in dieser gegenwärtigen Zeit, wo die überströmende Flut der Tagesereignisse, der Berufsansforderungen und der geiltigen Kämpfe die moderne Menschheit in einer fieberhaften Anspannung erhält — es ist so gut, da einmal wirklich stillzustehen und das Vergängliche als vergänglich zu werten, damit das Ewige als die wahre Wirklichkeit des Lebens mit dem Herzen erkannt werde. „Denn das, was man sieht, ist zeitlich, das aber, was man nicht sieht — was unlichtbar ist für das Auge des natürlichen Menschen — ewig“ (2. Kor. 4, 18). In den gegenwärtigen Tagen des Materialismus läuft unser Volk in allen Ständen Gefahr, sein Alles auf das Sichtbare zu setzen und das, was jetzt unlichtbar ist, das Ewige, Unzerbrechliche zu verachten.

„Staub bist du, und zum Staube wirst du zurückkehren!“ Dies steht auch über deinem Leben geschrieben von der Stunde deiner Geburt ab. Aber — Gott sei gepriesen — es ist nicht Gottes letztes Wort an dich. Die Gnade Gottes öffnete dir das Tor zu ewigen Gütern. Der Sohn Gottes istarb, damit du leben solltest. Sage denn: **Hast du die ewigen Güter in**

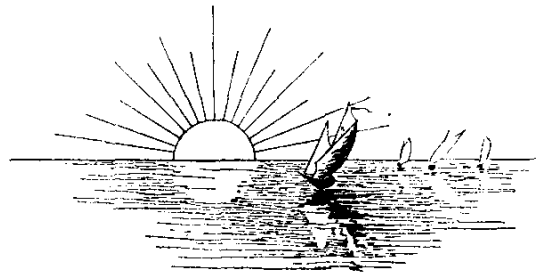
Besitz genommen, welche das gottgewollte Ziel deines Erdenlebens sind? Laß sie dir nennen: **Ewige Vergebung aller Schuld** durch das Blut des Lammes Gottes. Moses sagt in jenem 90. Psalm: „Du halt untre Ungerechtigkeiten vor Dich gestellt, unfer verborgenes Tun vor das Licht Deines Angelichts“. Welch ernste Wahrheit für den Itaubgebornen Menschen: er eilt dem Gericht entgegen. Aber das Evangelium weist hin nach dem Kreuz von Golgatha und ruft in den Strom der verlorenen, schuldigen Sünder hinein: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt **wegnimmt**“ (Joh. 1, 29). Halt du dieses ewige Gut der Veröhnung mit Gott durch das Blut des Lammes glaubend ergriffen? Bist du unter die Gnade gekommen? Kannst du im Rückblick auf deine durchlaufene Bahn vor Gott und Menschen jubelnd bezeugen: Alle Schuld ist weggenommen durch das Blut des Lammes, alle Flecken sind gewaschen, nichts scheidet mich von der Gnade Gottes!?

Wer das sagen kann, der hat noch ein andres unlichtbares Gut, ein unentreibbares, ewiges: **den Frieden Gottes**. Er blickt inmitten der Kämpfe des Lebens, mitten in diesem ringenden, leufzenden, Iterbenden Geschlecht auf den gegenwärtigen, auferstandenen Jesus und spricht mit Paulus: „Denn Er ist unfer Friede!“ (Eph. 2, 14). Welch Itilles Glück, den Platz am Herzen Jesu zu kennen und sich selbst als ein vielgeliebtes Schäflein Seiner großen Herde, ein wiedergefundenes und bewahrtes, das der Hirt auf Seiner Achsel trägt und mit Armen ewiger Liebe festhält! Frieden, Itillen, tiefen Frieden, auch bei zerbrochenen Wünschen, auch am Tage der Prüfung, auch am Grabe der liebsten Menschen, auch unter körperlichen Schmerzen, auch wenn man arm wird, auch wenn man geschmäht oder verleumdet wird: Frieden, tief wie ein Strom! Kennst du solche Menschen, welche diese unausprechlich kostbare Gabe besitzen? Die Gnade Gottes geleitet sie durch die Kämpfe und Stürme des Lebens; die Menschen haben keine Gewalt über diese Kinder Gottes, sie ruhen unter dem Schilde der Allmacht. Sie besitzen ein unentreibbares, herrliches Erbteil in den Himmeln, und das ist das dritte unlichtbare Gut: **die selige Hoffnung der Kinder Gottes**. Diese wissen: Wir werden bald beim HERRN

lein. Wir werden Den schauen von Angesicht, der uns zuerst geliebt hat mit ewiger Liebe, von Dem wir sagen dürfen in tiefer Demut und seliger Freude: Du bist Der, den meine Seele liebt! Du bist das Ziel, zu dem ich eile, und bei Dir wartet meiner eine ewige Krone.

Denkst du nicht, daß solches Christentum eine siegreiche Kraft ist, um im irdischen Leben mit erhobenem Haupte als Sieger die Bahn zu durchschreiten? Wahrlich, da sind Quellen der Kraft, der Liebe, der Weisheit und des Ausharrens, welche die Welt nicht kennt. Solches Leben steht nicht mehr unter dem Worte: „Staub bist du, und zum Staube wirst du zurückkehren“, sondern unter dem entgegengesetzten: „Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch: **Wer an Mich glaubt, hat ewiges Leben**“ (Joh. 6, 47). Wer dies Leben hat, der darf im wahren Sanssouci wohnen, in den Vorhöfen Gottes. Da ermuntert der ewige Gott Seine geliebten Kinder: „Freuet euch in dem HERRN allezeit! wiederum will ich sagen: Freuet euch! Lasset eure Gelindigkeit kundwerden allen Menschen; der HERR ist nahe. **Seid um nichts besorgt**, sondern in allem lasset durch Gebet und Flehen mit Dankklagung eure Anliegen vor Gott kundwerden; und der Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt, wird eure Herzen und euern Sinn bewahren in Christo Jesu“ (Phil. 4, 4—7).

O Menschenkind, nimm dein Sanssouci in Besitz, die Gnade öffnet dir das Tor!



Über das Tischgebet. (Für Gläubige.)



I.

ollte nicht ein gläubiger Christ jede Speise mit Dankagung nehmen? Der Herr, der in allem das Vorbild der Seinigen ist, dankte vor den Augen und Ohren aller Anwesenden, ehe Er aß und andern zu essen gab (Matth. 14, 19. Matth. 15, 36. Marc. 6, 41. Mark. 8, 6. Luc. 9, 16). Paulus ermahnt: „Ob ihr nun esset oder trinket oder irgend etwas tut, tut alles zur Ehre Gottes“ (1. Kor. 10, 31). „Denn es (alles, was der Gläubige isst) wird geheiligt durch Gottes Wort und durch Gebet“ (1. Tim. 4, 5).

Für ein Kind Gottes ist jede Speise ein Beweis der Fürsorge seines himmlischen Vaters. Die Welt nimmt ihre Mahlzeiten als ihr selbstverständliches Recht in Anspruch; man schilt, klagt und murt, wenn man nicht findet, was man forderte und erwartete. Aber das Wort Gottes spricht denjenigen Menschen schuldig, welcher im Genuß irdischer Wohltaten des Dankes gegen Gott vergißt. Es steht als eine Anklage wider die von Gott entfremdeten Menschen geschrieben: „Weil sie, Gott kennend, Ihn weder als Gott verherrlichten, noch Ihm Dank darbrachten, sondern in ihren Überlegungen in Torheit verfielen und ihr unverständiges Herz verfinstert ward“ (Röm. 1, 21). Ein Gläubiger, welcher aus dem Vorbild des Herrn und aus der Schrift die Bedeutung des Tischgebets verstanden hat, kann wohl aus Übereilung hier oder dort vergessen, vor dem Essen zu beten, aber er wird das Tischgebet nicht mit Bewußtsein unterlassen können, ohne daß sein Gewissen ihn straft. Es handelt sich dann nicht nur um Mangel an

Dankbarkeit gegen Gott, sondern auch um Ungehorsam und um Unterlassung eines Zeugnisses, das der Herr erwartet.

II.

Nicht überall hat ein Christ das Recht, mit hörbaren Worten sein Tischgebet zu sprechen; z. B. am Offiziertisch oder an öffentlicher Wirtstafel wird er darauf verzichten müssen. Dennoch ist er dem Herrn und der ihn umgebenden Welt das Zeugnis schuldig, daß er seine Speise mit Dank aus Gottes Hand empfängt. Er darf sein Tischgebet nicht verstecken. Unter allen Bekenntnissen, welche ein Gläubiger durch Wandel, Wort und Wesen seiner weltlichen Umgebung gegenüber abzulegen hat, ist das stille Tischgebet das leichteste Zeugnis, das einfachste und zugleich dasjenige, wozu er täglich Gelegenheit findet.

Es ist wahr, daß Gnade, Bewahrung und Geisteskraft dazu gehört, um inmitten weltlicher Gespräche, die uns umgeben, in Wahrheit zu beten; aber es ist ebenso wahr, daß diese Kraft nur gewonnen wird durch tägliche Übung und Bewährung. Es ist nur ein heuchlerischer Mantel, den ein Gläubiger über seine Verleugnung deckt, wenn er sagt: Ich unterlasse das Gebet, weil ich doch nicht mit gesammelten Gedanken beten kann. Manche Äußerungen weltlicher Offiziere haben es erwiesen, daß sie einen tiefen Eindruck von diesem stillen Zeugnis eines Kameraden empfangen haben. Andererseits hat schon manches Mal der Spott einer von Gott gelösten Tischgesellschaft über einen Kameraden, der unter ihren Augen sein Tischgebet hielt, den Beweis geliefert, daß der Fürst dieser Welt die Wirkungen dieses Zeugnisses für Jesum fürchtet und es darum verhindern will. Diese an sich so unscheinbare Sache wirkt weit über die augenblickliche Tischgesellschaft und ihre Unterhaltung hinaus; sie beeinflusst das bei Tisch dienende Personal, sie wird im Gespräch weitergetragen. Gott hat schon nachweisbar große Segnungen daraus erwachsen lassen. Den größten Segen empfängt der Gläubige selbst, welcher seine Verbindung mit dem Herrn und der obern Welt bewahrt und bezeugt.

III.

Es ist klar, daß die äußere Form, in der ein Tischgebet gehalten wird, minder wichtig ist — der Herr erhob die Augen gen Himmel, wenn Er betete. Darüber gibt es weder Gesetz noch Vorschrift, ob man in der Familie stehend oder sitzend betet, ob ein einzelner Gläubiger in einer weltlichen Umgebung die Augen schließt oder das Haupt senkt oder die Hände faltet. Aber welches soll der Inhalt eines wahren von Gott anerkannten Tischgebetes sein?

In den meisten Familien, wo das Tischgebet als eine fromme väterliche Sitte bewahrt wird, betet man entweder durch der Eltern oder der Kinder Mund: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast!“ Oder: „Segne, Herr, uns diese Speise, uns zum Heil und Dir zum Preise!“ Zweifellos wird der Herr dies Gebet überall da anerkennen und erfüllen, wo dasselbe das wahre Verlangen der Herzen ausdrückt. Man hat solches Tischgebet schon in mannigfacher Weise kritisiert, ob es der gottgewollte Ausdruck dessen sei, was Gläubige Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo vor dem Essen zu sagen haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß Gott **die Herzen** ansieht, Er mißt nicht die Gebete der Seinigen mit dem Zollstock menschlicher Kritik. Die Hauptfrage bleibt die, ob dem Herrn ein Herzensverlangen ausgesprochen wird, Ihn zu ehren, Ihm zu danken und von Ihm gesegnet zu werden. Religiöse Sitte und fromme Gewohnheiten ohne Herzensglauben, ohne Beugung des Willens und Lebens unter den gegenwärtigen Herrn sind nichts als Selbstbetrug. Unzählige Tischgebete gleichen den heuchlerischen Gebeten an den Straßenecken, vor denen der Herr warnt (vergl. Matth. 6, 5).

Daß ein Tischgebet vor allem ein Dankgebet sein soll, erhellt aus den Dankgebeten, die unser hochgelobter Herr vor jeder Mahlzeit zum Vater emporsandte. Es geht auch aus dem Verhalten der ersten Christen zu Jerusalem hervor, welche sicherlich in einem höhern Maße als wir unter der Leitung des Geistes standen. „Sie nahmen Speise mit Frohlocken und Einfalt des Herzens und lobten Gott.“ (Vergl. Apostelgesch. 2, 46.)

Die Bibel enthält ein wörtliches Muster zu einem Tischgebet im Ps. 145, 15 und 16: „Aller Augen warten auf Dich, und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit; Du tust Deine Hand

auf und sättigt alles Lebendige nach Begehr.“ Dies ist eine durch den Heiligen Geist Selbst gelehrte Lobpreisung der Güte Gottes.

Der Herr hat, als Er Seine Jünger beten lehrte, die Bitte um die Stillung aller irdischen Bedürfnisse in die sechs Wörtlein zusammengefaßt: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Dieser Belehrung gemäß steigt in millionenfach verschiedenen Worten und Gebeten täglich das flehen der Kinder Gottes auf, um in allen irdischen Dingen von Gottes väterlicher Güte versorgt zu werden. Wenn es denn das Vertrauen aller wahren Gotteskinder ist, von der Huld des Vaters in den Himmeln das tägliche Brot zu empfangen, so folgt schon hieraus, daß der kindliche Dank für die Erfüllung jener Bitte Dem gebührt, der uns alles gibt. Dieser Dank wird sich je nach den besondern Verhältnissen und Tagesereignissen unter der Leitung des Heiligen Geistes verschieden gestalten. Anders lautet er, wenn eine arme familie Brot und Speise empfing, von der man morgens noch nicht wußte, woher sie kommen sollte. Anders dankte Elias für das, was ihm die Raben brachten am Bache Krith. Anders dankte die Witwe zu Zarpach, welche Gott in der Hungersnot erhielt. Anders Salomo in der fülle seines Gott gegebenen Reichthums. Anders dankte jener Leutnant, der am Morgen nach der Schlacht von Königgrätz für sich und seine Leute für 3 Mk. ein Brot vom Marktender kaufen durfte. Anders dankt ein Hausvater, wenn er am Sylvestertage mit seiner großen familie dessen gedenkt, daß Gott wiederum durch 365 Tage hindurch sein Haus versorgt hat. Diese Verschiedenheit der Umstände deutet an, daß ein auswendig gelerntes Tischgebet vielleicht stellenweise, aber keinesfalls immer den täglich wechselnden Bedürfnissen entsprechen kann.

Sobald der Heilige Geist die Saiten des Herzens berührt zu wahrer Dankagung, bringt Er die Gott wohlgefälligen Gedanken und Worte Selbst hervor.

Auch die Tischgesellschaft beeinflusst den Inhalt des Tischgebets. Wenn ein heimgekehrter Sohn wieder seinen Platz bei Vater und Mutter einnimmt, wenn die genesene frau zum erstenmal wieder an des Mannes Seite sitzt, wenn teure Kinder Gottes als Gäste am Tisch sind — das alles bringt neue Akkorde des Dankes in den Herzen hervor. Hier ist eine Seite des Tischgebetes

berührt, welche dasselbe in seiner Bedeutung als ein Stück priesterlichen Dienstes im Christen Hause beleuchtet. Da wird von selbst für die Häuser der Gläubigen die Frage angeregt: Kann man diesen Dienst durch den Mund der Kinder ausüben lassen? Liegt nicht in dem aus dem Herzen des gläubigen Vaters hervorquellenden Gebete der größere Segen, die tiefere Wirkung auch auf Herz und Anschauung der Kinder und zugleich das mächtigere Zeugnis?

Oft haben wir auch mit der Dankagung Bitten zu verbinden, die der Heilige Geist in uns erweckt; z. B. die Bewahrung der Tischgespräche, die Bewahrung vor unmäßigem Essen und Trinken. Wie besonders wichtig sind diese Dinge für gläubige Offiziere am Offiziertisch! Auch da reicht ein auswendig gelerntes Gebet nicht aus.

Wenn ein Gläubiger im Hotel oder Wirtshause in der Nähe von Spöttern sitzt oder von solchen, die unreine Unterhaltungen führen, wird sein Tischgebet vor allem ersuchen, daß er in Demut, Weisheit und Kraft seinen Glauben und die Wahrheit Gottes bezeugen dürfe. Wie rechte Kinder ihren Eltern einfach, herzlich für jede Wohltat demütig danken, dabei aber die Worte je nach der Gelegenheit verschieden wählen, so dürfen und sollen auch die Kinder Gottes ihrem Vater mit kindlichem Vertrauen alles sagen in kindlichen Worten.

IV.

Wahres Tischgebet beeinflusst mächtig die Tischunterhaltung. Ein Gläubiger, der vor Beginn des Essens betet, tritt mit diesem Gebet nicht nur in die Gegenwart Gottes, sondern er bezeugt auch vor der Tischgesellschaft, daß er vor einem heiligen gegenwärtigen Gott steht, welcher Zeuge ist bei jeder Unterhaltung.

Dreierlei Arten von Weltgesprächen sind bei Tisch für den Gläubigen besonders gefährlich: 1. die Gespräche, welche das Essen tadeln, 2. die herabsetzenden Gespräche über Abwesende, 3. Scherze über unsittliche Dinge oder Spott über das Heilige. Wer seine Mahlzeit als eine unverdiente Gabe Gottes dankend empfing, wird nicht einstimmen können in das Tadeln und Bemäkeln der Speisen. **In Christenhäusern sollte letzteres im Blick auf die Kindererziehung ein für allemal ausgeschlossen**

sein. Was vielleicht der Vater mit der Mutter oder die Hausfrau mit der Köchin nachher lobend oder tadelnd unter vier Augen zu besprechen hat, bildet ein ganz andres Kapitel.

Das Verhalten eines Gläubigen inmitten einer weltlichen Tischgesellschaft und ihrer Unterhaltung ist von großer Bedeutung. Er kann sich weder an verleumderischen noch an unreinen Gesprächen ohne Schaden beteiligen. Das Zeugnis seines Tischgebetes stempelt ihn selbst in den Augen der Welt zu einem Untreuen, wenn er in solchen Unterhaltungen dem Wesen der Welt Konzessionen macht durch Mitlächeln oder irgend einen Schein der Zustimmung.

Er bedarf des ernststen Flehens, des Bleibens nahe am Herzen Jesu, um durch Schweigen oder Reden, durch sein ganzes Verhalten ein treuer Zeuge und Bekenner seines Herrn zu sein und sich dabei doch als ein fröhliches, glückseliges Gotteskind auszuweisen, welches die Menschen liebt, mit denen es von Gott zusammengefügt wurde. Die Augen und Ohren der Welt sind scharf auf ihn gerichtet, und die Kinder der Welt wissen's genau, was einem bekehrten Christen geziemt.

V.

Das Tischgebet, wenn es Herzenswahrheit ist, beeinflusst und bewahrt das Essen und Trinken des Gläubigen. Gott, welcher erkannte, welche Gefahren für die Seinigen auch in solchen Dingen liegen, welche an sich gut und von Gott gegeben sind, schrieb in Sein Wort: „Hütet euch aber, daß eure Herzen nicht etwa beschweret werden durch Völlerei und Trunkenheit“ (Luc. 21, 34). Paulus ermahnt: „Laßt uns anständig wandeln . . . nicht in Schwelgereien und Trinkgelagen“ (Röm. 13, 13). Unmäßiges Essen des Genusses halber, um sich gütlich zu tun in dem, was gut schmeckt, entfremdet das Herz von Gott. Man kommt in Gefahr, sich denen gleichzustellen, „deren Gott der Bauch ist“ (vergl. Phil. 3, 19).

Die Verbindung mit der obern Welt wird gehemmt, verhindert, der Geist wird nach unten gezogen, das Herz unlustig zum Gebet und unfähig, sich mit dem Worte Gottes zu beschäftigen. In zahllosen Fällen war unmäßiges Essen für Gläubige die Brücke, auf welcher der Feind sie zu weltlichem Wesen, zu welt-

lichen Gesprächen hinüberführte, so daß sie nachher mit beschwertem Gewissen heimkehrten.

Wir können unsre Speisen, wenn sie uns wohlschmecken, mit dankbarer und kindlicher Freude empfangen und genießen, unser Herz darf die Güte Gottes preisen, der uns so erfreut und erquickt. Aber sobald wir Gottes vergessen und uns an der Speise mehr freuen als an Dem, der sie uns gab, essen wir nicht mehr zu Gottes Ehre. Die Welt malt auf die Wände ihrer Eßzimmer und Restaurants Braten, Geflügel und gefüllte Weingläser, und ihre Gespräche enthalten oft dieselben Bilder. Wie armselig ist das, besonders, wenn man alte Leute sieht, deren Mund mit lebendigen Schilderungen heute noch erfüllt ist von dem, was sie vor 2 oder 3 Jahren da oder dort gegessen oder getrunken haben!

Wie oft ist es nur noch ein kurzer Schritt, und dann wird dieser Mund mit ewigen Klagen klagen, daß er sich betrügen ließ durch den Kitzel seines Gaumens. Seine Seele ist verhungert, weil sie das Brot des ewigen Lebens nicht gegessen und das Wasser des ewigen Lebens nicht getrunken hatte.

Lust an gutem Essen und Trinken ist oft für ältere Leute — auch für Gläubige — eine besondere Gefahr. Wie traurig, wenn es von einem alten Manne als Charakterzug seines Lebens heißt wie bei Isaak: „Denn Wildpret war nach seinem Munde.“ (1. Mose 25, 28.)

VI.

Das Tischgebet ist auch eine bewahrende Macht gegenüber den Trinksitten der Welt. Es ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung, daß die Anti-Alkohol-Bewegung in unserm Volke immer mehr Boden findet. Unwillkürlich werden viele Menschen zu der Ansicht gezwungen, daß man ein respektabler Mann sein kann, ohne die Trinksitten der Welt mitzumachen. Indessen ist hier etwas Besonderes zu bemerken. Bis in die höchsten Kreise hinauf läßt man jedem die persönliche Freiheit zu trinken oder nicht zu trinken, solange die Beweggründe sanitäre oder rein persönliche sind. Wir haben eine Anzahl von Offizieren in der Armee, die, wie bekannt ist, nie einen Tropfen Wein oder Bier anrühren, der eine, um sich auf das tropische Klima vorzubereiten, der andre, um seinen schwachen Magen zu schonen, der dritte, weil er sich's eben vorgenommen hat. Niemand

erhebt Widerspruch dagegen. Jedoch, sobald sich jemand mit dem Bekenntnis des Christentums, des Glaubens an Jesum, von den Trinksitten freimachen will, wird dies als unerträglich, unvereinbar mit der Standesanschauung, unhöflich u. s. w. bezeichnet. An der Stelle, an welcher der Apostel Petrus von den festen und den Trinkgelagen der Welt spricht, sagt er den Gläubigen: „wobei es sie befremdet, daß ihr nicht mitlaufet zu demselben Treiben der Ausschweifung“. Hier soll nicht einem Anti-Alkohol-Gelübde das Wort geredet werden — ein gläubiger Christ, sofern er nicht besondere Beweggründe dazu hat, bewahre seine Freiheit! Jedoch das darf ausgesprochen werden, daß ein Gläubiger jedes Glas Wein oder Bier entweder mit Dank zu des HErrn Ehre trinken oder es ungetrunken lassen sollte. Hier liegt die Grenze. Ein gläubiger Christ kann da nicht mittrinken, wo er in Gefahr kommt, zu viel zu trinken. Er kann auch da nicht der Welt zu Gefallen mittrinken, wo seine Geldmittel nicht ausreichen, er also auf Schulden trinken würde.

Es gibt gewisse Arten von Trinksprüchen, welche die Wahrheit Gottes verleugnen. Hier sei z. B. erwähnt jene heidnische Unsitte, die seit etwa 30 Jahren sich eingebürgert hat, wenn man an verstorbene Kameraden gedenkt und ihnen „ein stilles Glas“ weihet. Was heißt das? Entweder ist der Verstorbene als ein Erretteter Jesu Christi in die Herrlichkeit Gottes gegangen, dann setze ich ihn herab, wenn ich ihn durch Weintrinken ehren will, — oder er ist unbekehrt in die Ewigkeit gegangen als ein Verlorner, der in der flamme Pein leidet in ewigem Dürsten, dann ist das furchtbar ernst. So wird die vermeintliche Ehrenbezeugung zu einer Unwahrheit, mit welcher die Trinkenden sich selbst täuschen über den Ernst der Ewigkeit und über den verlorenen Zustand der unversöhnten Sünder. Sicherlich ist es am Platze, dankbar der Taten und Verdienste verstorbener Kameraden zu gedenken. Ehre, wem Ehre gebührt — aber was soll „das stille Glas“ dabei?

Wie nötig ist es, daß ein Gläubiger sich vor Beginn der Mahlzeit im Kreise weltlicher Standesgenossen in des HErrn Hand und Bewahrung befehle mit dem flehen, daß sein Reden, Essen und Trinken, sein ganzes Wesen dem HErrn wohlgefalle und zur Ehre sei!

VII.

Es wäre für Gläubige ein verhängnisvoller Irrtum, wenn sie in dem Gesagten eine graue Theorie sehen wollten, von welcher in der Praxis vieles abgestrichen werden müsse. Sie sind ja berufen, als Lichter zu leuchten inmitten eines verkehrten und verdrehten Geschlechts, indem sie darstellen das Wort des Lebens (vergl. Phil. 2, 15–16). Was die Bibel sagt, meint sie auch, und dies soll in der Kraft des Heiligen Geistes vor den Augen der Welt gelebt werden. Es darf hinzugefügt werden: Das hier Gesagte ist unter den Segnungen Gottes tatsächlich durch gläubige Offiziere dargestellt worden. Nur treue Jünger Jesu sind fröhliche Christen. Das Tischgebet ist für jeden jungen Gläubigen, der durch seinen Beruf in weltförmige Umgebung gestellt ist, ein unentbehrliches Bekenntnis. Er wird Segnungen dadurch empfangen, die er vorher nicht geahnt hat, während andererseits das Unterlassen des Tischgebets Gefahren und Einbuße für das innere Leben zur Folge hat.

Wenn ein Gläubiger unter denen, mit welchen er täglich ißt und trinkt, kein Zeugnis für den HErrn ist, so steht zu fürchten, daß er das überhaupt nicht ist. Dies braucht nicht immer ein Zeugnis in Worten zu sein. Das ganze Leben und Wesen eines Christen ist „ein Buch des Bekenntnisses“, in welchem seine Umgebungen lesen müssen. Es sei sogar davor gewarnt, eine Tischunterhaltung über die Wahrheiten des Christentums mit Gewalt vom Saune zu brechen. Ein Gläubiger darf den Gang der Gespräche, die ihn umgeben, in Frieden dem HErrn überlassen. Die Gelegenheiten, bei denen er redend oder schweigend seinen Glauben bezeugt, führt der HErr herbei, und Dieser gibt Seinen demütigen Jüngern zur rechten Stunde das rechte Wort.

Wie sollte es möglich sein, daß ein wahrer Jünger Jesu bei einem Zusammensein sein Christentum versteckt, welches ihn täglich auf die Dauer von 1–2 Stunden in die Mitte solcher stellt, die Jesum noch nicht kennen! Würde da nicht das unterlassene Tischgebet zu einer Verleugnung werden? Der HErr sagt: „Denn wer irgend sich Meiner und Meiner Worte schämt unter diesem eheblicherischen und sündigen Geschlecht, dessen wird Sich auch der Sohn des Menschen schämen, wenn Er kommen wird in der Herrlichkeit Seines Vaters mit den heiligen Engeln“ (Marc. 8, 38).

Alle Gläubigen sind berufen, mit all ihrem Wesen, Dienen, Reden und Schweigen die Tugenden Dessen zu verkündigen, der sie berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht. Es gibt keinen Ort, keine Gelegenheit, keine Stunde, wo dies nicht ihre Lebensaufgabe wäre.

Die Mahlzeiten füllen ungefähr den zehnten Teil der Tageszeit der meisten Menschen. Es erscheint undenkbar, daß ein Gläubiger, der für Jesum lebt, für den zehnten Teil der Zeit, welche ihm täglich gegeben ist, verstecken könnte, was er geworden ist: ein teuer erkauftes Eigentum seines geliebten HErrn.



Die Eitelkeit der Welt.

(Vers 1—7 von Spitta.)

Was hat die Welt für wahre Freude?
Ist alles, was sie gibt, nicht Schein?
Ist nicht ihr Glück ein hohl Gebäude,
Das über Nacht vielleicht stürzt ein?
Wie lastet ihre Not so schwer!
Wie läßt doch ihre Lust so leer!

Ihr Leben ist ein nutzlos Ringen,
Ein niemals ausgekämpfter Streit,
Ist Müh und Arbeit ohn Gelingen,
Ein ungestilltes Herzeleid,
Ein Schlaf, der endend, Schrecken beut,
Ein Tod, der täglich sich erneut.

Bald klagt man über Langeweile
Und mühet sich um Zeitvertreib;
Bald klagt man, daß die Zeit so eile,
Und seufzt: du schöne Zeit, ach bleib!
Bald wünscht man sich von hinnen — bald
Hier einen ewgen Aufenthalt.

Bald trinkt man Gift aus goldnen Schalen,
 Der Weltlust und der Schmeichelei,
 Bald zieht man für Gewissensqualen
 Aus der Zerstreung Arznei;
 Bald treibt man mit dem Heiligen Spott,
 Bald flagt und murt man wider Gott.

Wie bleibt bei allem Überflusse
 Der Kopf so dumpf, das Herz so leer,
 Wie kommt alsbald nach dem Genuße
 Der ekle Überdruß einher:
 Man praßt und schwelgt und wird nicht satt,
 Man suchet Ruh und bleibt doch matt.

Wohl sorgt man, daß dem Leib nichts fehle;
 Die Hütte schmückt man reich und schön,
 Doch die Bewohnerin, die Seele,
 Läßt man verschmachten und vergehn;
 Da man nach außen tobt und schwärmt,
 Bleibt's Innere öd und abgehärmt.

Nachdem man lange unbekümmert
 Dahingelebt, von Gott gewandt,
 So kommt der Tod heran, zertrümmert
 Die Hütte mit gewaltger Hand
 Und stößt die Seele aus der Zeit
 In eine dunkle Ewigkeit.

O Gott, Du liehest mich entfliehen
 Der Welt, und Dein in Christo sein;
 Mich dem Verderben zu entziehen,
 Griff Deine Hand noch zeitig ein.
 Nun rühm ich, daß mich Deine Gnad
 Vom ewgen Tod errettet hat.



Aus der Finsternis zum Lichte.

(Anschließend an die früheren Berichte unter gleicher Überschrift, zuletzt Heft I 1904.)

IX.

Der einzige Weg, um Gott zu erkennen.

Zeugnis des Sir Robert Anderson, Professor an der Universität Cambridge.

(Nach dem „British Evangelist“, Februar 1903.)

Als ich vor einigen Jahrzehnten anfing, ernstlich die Bibel zu lesen (und ich tat es, wie ich glaube, mit aufrichtigem Verlangen, die Wahrheit zu suchen), machte es mich unglücklich, daß ich ihr nicht glauben konnte. Ich wagte nicht, das, was ich in der Bibel fand, zu verwerfen, konnte aber nicht wirklich glauben, daß Gott hier zu mir rede, und daß ich die seligmachende Wahrheit vor mir habe.

Meine Geschichte bis dahin war folgende: Ich hatte mit besonderer Vorliebe auf der Universität Mathematik studiert und dabei jede neue Schwierigkeit, zu der mich mein Studium führte, mit Leichtigkeit und Vergnügen überwunden. Und so hatte ich mich, wie jeder Mathematiker, daran gewöhnt, jeden einzelnen Satz auf seine Richtigkeit hin zu untersuchen. In Newtons „Prinzipia“ verlor ich mich oft bewundernd, bis die Domuhr mich daran erinnerte, daß Mitternacht schon um drei Stunden hinter mir liege. So beherrschte ich bald die Dynamik und glaubte je länger, desto fester an die unbegrenzten Fähigkeiten meines Verstandes. Dieser Selbstbetrug wurde noch genährt durch große Erfolge und Ehrungen, die mir in der gelehrten Welt zuteil wurden; ich war bald als eine Autorität auf dem Gebiet der Mathematik bekannt. Wenn ich damals verwirklicht hätte, was ich oft aussprach: „Je mehr jemand in die Wissenschaft eindringt, desto demütiger soll es ihn machen und desto vorsichtiger, eine bestimmte Meinung zu äußern über einen Gegenstand, den er noch nicht untersucht oder noch nicht völlig ergründet hat,“ ich sage, wenn ich hiernach gehandelt hätte, so wäre mir manche bittere Stunde erspart geblieben. Daß dem natürlichen Menschen diese Demut den göttlichen und geistlichen Dingen gegenüber überhaupt fehlt, mußte ich an mir selbst noch inne werden.

Nicht lange nachher ließ ich mich als Pfarrer ordinieren und begann zu predigen. Aber bald entdeckte ich einen großen Mangel in meiner Theologie. Es fehlte mir die Unterweisung des Heiligen Geistes. Wie konnte ich reden „in Erweisung des Geistes und der Kraft“, wie mit Freuden meinen Mund aufstun?

Vergeblich las ich die Werke bekannter Theologen. Vergeblich setzte ich mir das Ziel, die Bibel und die Erkenntnis Gottes ebenso zu beherrschen, wie ich andre Gebiete der Wissenschaft beherrschte. Vergeblich versuchte ich, aus mir selbst einen wahren Christen zu machen. Eine arme, gläubige Frau in der Gemeinde, welche ich zu jener Zeit kennen lernte, war mir, wie ich bald merkte, in göttlichen Dingen weit voraus, obwohl sie völlig ungelehrt war. Es machte mich ganz unglücklich, wenn ich sie besuchte und wahrnahm, wie wahrhaft belehrt und unterwiesen sie in Gottes Wort war, welche Überzeugung und Kraft in ihr wohnte, und wie glücklich ihr Herz war. Sie redete von herrlichen Erfahrungen von der Güte des HERRN, von Erhörungen ihrer Gebete. Und wie kindlich und zugleich tadellos lebte sie dabei unter ihren Nachbarn! Ich dagegen mit all meiner Wissenschaft und meinem Forschertrieb war unfruchtbar und unnütz und unglücklich, ja im Herzen ungläubig, obwohl ich dies nicht offen zugegeben hätte.

Ich schämte mich dabei von Herzen, daß ich innerlich nicht besser stand als ein Voltaire, Tom Paine und andre Ungläubige, aber was sollte ich machen? Von ihnen hatte ich meine Ansichten nicht, sondern aus mir selbst; und jene Männer gaben mir keinen Trost, sondern waren für mich vielmehr eine Ursache beständigen Vorwurfs.

Wenn Sie mich nun fragen, wie es komme, daß ich heute, wie Sie wissen, der göttlichen Wahrheit so ganz anders als damals gegenüberstehe, so kann ich nur allen Ruhm dem Allmächtigen zuschreiben. Er sah mein Elend, sah mein Dürsten nach Wahrheit und Frieden, hörte mein Schreien und half mir. Er gab mir Gnade, meine innere Armut und meinen Stolz vor Ihm zu sehen. Ich möchte heute meinen Mund in den Staub legen vor Scham, wenn ich an meinen früheren Unglauben denke. Ich kann hier nicht alles berichten, was mit mir vorging, aber mit Demut und Dank kann ich bezeugen: Christus hat mich gebeugt und willig gemacht am Tage Seiner Gnade und Macht. Er hat durch Seine wunderbare Liebe mein stolzes Herz überwunden und meinen Unglauben und Widerspruch gegen Sein Wort für immer zum Schweigen gebracht. O wie glücklich war ich, als ich zum erstenmal in voller Überzeugung und ohne innere Zweifel im Blick auf das Wort Gottes sagen konnte: „So spricht der HERR!“

Jetzt bin ich überzeugt und überführt, daß der natürliche Mensch nicht imstande ist, die göttlichen Dinge aus sich wahrzunehmen, geschweige denn zu beurteilen; auch kann niemand sich selbst die Augen hierzu öffnen; das vermag nur Gott zu tun. „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin,“ sagt der Apostel Paulus; und das darf auch ich jetzt in meinem geringen Maße in Wahrheit sagen. Früher war es mir ein großer Anstoß, ein arges Hindernis im Glauben, daß ich so viele gelehrte, begabte, edle Männer der Wissenschaft dem Unglauben huldigen sah. Heute ist es anders. Ich sehe, daß in Gottes Wort steht: „Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Edle, sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, . . . und das Schwache der Welt . . . und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt und das, was nichts ist, auf daß Er das, was ist, zunichte mache, damit sich vor Gott kein Fleisch rühme . . . auf daß, wie geschrieben steht: Wer sich rühmt, der rühme sich des HERRN“ (1. Kor. 1, 26–31).

Mir ist es jetzt klar, daß kein natürlicher Mensch das, was des Geistes Gottes ist, annimmt: „Es sei denn, daß jemand von neuem (oder von oben her) geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“

So erstaunt es mich denn nicht im geringsten, daß Leute, die nichts haben als natürlichen Verstand und ihr menschliches Wissen, kühn auftreten und in ihrem Unglauben das geschriebene Wort Gottes zurückweisen oder verwerfen. Ich kann nur sagen: Gott hat mich in Gnaden eines Besseren belehrt; Christus Jesus, der gute Hirte, ist mir nachgegangen und hat mich gesucht und gefunden. So ist es mir gegangen, und so muß es einem jeden gehen, der überhaupt die Wahrheit erkennen und die Liebe zur Wahrheit zu seinem Heil annehmen will.

Ich habe herzliches Mitgefühl mit der studierenden Jugend in unsern Tagen, wenn ich an die Kämpfe denke, durch welche ich selbst gegangen bin. Aber Gott läßt Sich an niemandem unbezeugt und ist noch immer bereit, um die heilsuchenden Seelen zu Seinem Sohne zu ziehen.



Komme zu Jesu!

Über der Pforte der alberühmten Franziskanerkirche in Fiëssole bei Florenz findet sich folgende Inschrift:
 „Ein einziger Gott, — wenn Er mein Seind ist — wer wird mich erretten?

Eine einzige Seele, — wenn ich sie verliere — was bleibt mir dann noch?“

Komm nur — mühselig und gebückt!
 Komm nur — so gut du weißt zu kommen;
 Wenn gleich die Last dich niederdrückt,
 Du wirst auch kriechend angenommen!
 Sieh — wie Sein Herz dir offen steht.
 Und wie Er dir entgegengeht!
 Wie lang hat Er mit vielem flehen
 Sich brünstig nach dir umgesehen!
 So komm denn — armes Herz heran!
 Mein Heiland nimmt die Sünder an.



Fragekasten.

Frage: Was meint der Herr, wenn Er zu Petrus sagt: „Stecke dein Schwert wieder an seinen Ort; denn alle, die das Schwert nehmen, werden durch das Schwert umkommen“! (Lies Matth. 26, 51—52.)

Aus dieser Stelle haben manche herauslesen wollen, ein gläubiger Christ dürfe nicht Soldat werden. Andre haben gemeint, darin eine Parallelstelle zu erkennen, zu 1. Mose 9, 6: „Wer Menschenblut vergießt, durch den Menschen soll sein Blut vergossen werden.“ In dessen zeigt schon der Zusammenhang, daß die Gedanken des Herrn und die Unterweisungen, die Er den Seinigen hier erteilt, ganz anderer Art sind.

Die ganze Stelle lautet: „Und während Er noch redete, siehe, da kam Judas, einer der Zwölf, und mit ihm eine große Volksmenge mit Schwertern und Stöcken, von den Hohenpriestern und Ältesten des Volkes. Der Jhn aber überlieferte, hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: Welchen irgend ich küssen werde, der ist's; Jhn greifet. Und alsbald trat er zu Jesu und sprach: Sei gegrüßt, Rabbi! und küßte Jhn sehr. Jesus aber sprach zu ihm: Freund, wozu bist du gekommen! Dann traten sie herzu und legten die Hände an Jesum und griffen Jhn. Und siehe, einer von denen, die mit Jesu waren, streckte die Hand aus, zog sein Schwert und schlug den Knecht des Hohenpriesters und hieb ihm das Ohr ab. Da spricht Jesus zu ihm: Stecke dein Schwert wieder an seinen Ort; denn alle, die das Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen. Oder meinst du, daß Ich nicht jetzt Meinen Vater bitten könne, und Er Mir mehr als zwölf Legionen Engel stellen werde? Wie sollten denn die Schriften erfüllt werden, daß es also geschehen muß?“

Leidend und sterbend als ein Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, das stumm ist vor seinen Scherern und seinen Mund nicht aufstut (Jes. 53, 7), siegte der Sohn Gottes über Satan, Sünde, Welt und Tod. Er ließ Sich von Judas verräterisch küssen, von den Dienern der Hohenpriester gefangen nehmen und binden, damit Er hingeführt würde vor ungerechte Richter, um der Berühmter zu werden, Er, der Unschuldige, für eine schuldige Welt.

Ihm, dem Herrn der Herrlichkeit, standen die himmlischen Heerscharen zur Vernichtung aller Seiner Feinde zur Verfügung, — Er bedurfte und bedarf zur Wahrung Seiner Ehre keines menschlichen Schwertes. Er war ja Der, welcher im Alten Testament Sich nennt: „Jehova der Heerscharen!“ Er hatte Sich freiwillig Seiner Herrlichkeit und göttlichen Majestät entkleidet; Er achtete es nicht für einen Raub (den man festhalten muß) Gott gleich zu sein, sondern Er machte Sich Selbst zu nichts und nahm Knechtsgestalt an. Er erniedrigte Sich Selbst und war gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. (Vergl. Phil. 2, 6—8.) Niemand konnte Ihm das Leben nehmen, Er gab es freiwillig. So ging Er durch Tod und Grab als Sieger, und auferstanden, erhöht zur Herrlichkeit des Vaters, ist Er der Erretter geworden für alle, die Ihm glaubend nachfolgen. „Denn hierzu seid ihr berufen worden; denn auch Christus hat für euch gelitten, euch ein Beispiel hinterlassend, auf daß ihr Seinen Fußstapfen nachfolgt; welcher keine Sünde tat, noch wurde Betrug in Seinem Munde erfunden, der, gescholten, nicht wieder schalt, leidend nicht drohte, sondern Sich Dem übergab, der recht richtet; welcher Selbst unsere Sünden an Seinem Leibe auf das Holz getragen hat, auf daß wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben, durch dessen Striemen ihr heil geworden seid“ (1. Petr. 2, 21—24).

Dies also ist der Sinn der Worte des Herrn, daß Seine Jünger nie mit irdischen Waffen ihren Glauben verteidigen, nie mit dem irdischen Schwerte für die Wahrheit Gottes und das Zeugnis des Evangeliums streiten sollen, sondern in den Fußstapfen des Herrn, unschuldig leidend, Gott alles anheimstellen sollen, welcher Seine Sache zum Siege führen wird. Dies war der Weg aller wahren Glaubenszeugen; von Stephanus anfangend, hat die glorreiche Schar der Märtyrer leidend obgesiegt, und ihr unschuldig vergossenes Blut wurde der Same der Kirche Gottes.

Wer das Schwert nimmt, um die Feinde des Evangeliums mit dem Schwerte niederzuschlagen, wird selbst dem Schwerte verfallen, wenn er in Wahrheit ein Gläubiger ist. Überall, wo Kinder Gottes um des Glaubens und der Wahrheit willen verfolgt werden, sollen sie das Schwert in die Scheide stecken. „Daher sollen auch die,

welche nach dem Willen Gottes leiden, einem treuen Schöpfer ihre Seelen befehlen im Gutes tun" (1. Petr. 4, 19).

Der Herr gab den Seinigen ein anderes Schwert, um für die Wahrheit Gottes zu streiten: das zweischneidige Schwert des Geistes, das **Wort Gottes!**

In den verschiedenen Episoden der Kirchengeschichte finden wir die treuesten Bekenner Jesu verfolgt und bedrängt. Es sei erinnert an die Inquisition in Spanien. Man lese ferner die von den Päpsten verkündeten Kreuzzüge zur Vernichtung der Albigenser (1209—1229), gegen welche die Inquisition bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts in Frankreich ohne Unterbrechung ihr blutiges Werk der Vernichtung trieb.

Die Albigenser waren Bibelchristen nach apostolischem Vorbild. Die Reinheit ihrer Lehre und ihres Wandels wird von allen Geschichtsforschern anerkannt. Nicht anders war es mit den Waldensern in der Schweiz. Sie waren schon 1184 auf der Synode zu Verona mit dem päpstlichen Banne belegt. Im Jahre 1477 ließ Papst Sixtus einen Kreuzzug wider die Waldenser predigen; es folgte der Kampf der französischen und italienischen Fürsten gegen diese Kinder Gottes, der mit Unterbrechungen bis 1680 dauerte.

Die letzten geschichtlichen Ereignisse dieser Art im großen Stile waren die Kämpfe der Camisarden in den Cevennen, am Ende der Regierung Ludwigs XIV. F. Bettez schließt die ergreifende Darstellung dieser großartigen Geschichte der französischen Glaubenshelden mit dem Worte: „Sie haben zum Schwert gegriffen und sind durch's Schwert umgekommen.“ So ist es. Wohl wird der Herr alles anerkennen, was in der Liebe zu Ihm und zu Seinen bedrängten und verfolgten Kindern je und je geschehen, gekämpft, geopfert worden ist, aber Er bleibt unbeugsam bei Seinem Worte stehen: Wer — als Zeuge für die göttliche Wahrheit und die Liebe Jesu — zum Schwerte greift, wird nicht damit obsiegen, er wird durch das grausame Schwert der Feinde Jesu umkommen.

Fern sei es, die vielen herrlichen Christen unter den Albigensern, Waldensern und Camisarden, die geliebten und treuen Brüder aller wahren Kinder Gottes, herabzusetzen. Viele von ihnen haben still geduldet, ohne Widerstand zu leisten; diejenigen, welche zum Schwerte griffen, um für ihre Kinder den Glauben zu verteidigen, wurden von grausamen Feinden in den Kampf getrieben, es waren ihre Bedränger, die ihnen das Schwert in die Hand drückten. Wer unter den Gläubigen unsrer Tage wollte sich anmaßen, daß er die Versuchung, das Schwert zu ziehen, besser überwunden hätte, als jene? Nein, wir lieben unsre für den Glauben geopfertem Brüder und erkennen in vielen Einzelheiten jener ergreifenden Kämpfe die Hand Gottes, der oft mit Zeichen und Wundern den Glaubensgebeten Seiner bedrängten Kinder antwortete. Dennoch bestätigt der Verlauf jener Kämpfe das

Wort des HErrn: „Alle, die das Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen.“

In vielen Fällen findet dies Wort auch Anwendung auf das Schwert der Zunge und der Feder. Der HErr sagt: „Glücklich seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und jedes böse Wort lügnerisch wider euch reden werden um Meinertwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß in den Himmeln“ (Matth. 5, 11—12). In diesem Sinne erleben wohl alle treuen Kinder Gottes Gelegenheiten, bei welchen das hier besprochene Wort des HErrn praktische Bedeutung für sie gewinnt.

Im Johannes-Evangelium Kap. 18, 11 finden wir die vorstehende Auffassung klar bestätigt. Der HErr fügt zu dem an Petrus gerichteten Worte: „Stecke das Schwert in die Scheide“ hinzu: „Den Kelch, den Mir der Vater gegeben hat, soll Ich den nicht trinken?“ Der HErr nahm den Kelch des Leidens aus des Vaters Hand und war willig, ihn zu trinken. So sollen auch Seine Jünger bei allen Erfahrungen des Hasses und der Verfolgung von seiten der Welt das, was ihnen widerfährt, demütig aus des Vaters Hand nehmen. Manche teure und treue Kinder Gottes haben sich großer Segnungen beraubt, indem sie zum Schwerte griffen. „Denn euch ist es in bezug auf Christum geschenkt worden, nicht allein an Ihn zu glauben, sondern auch für Ihn zu leiden.“ (Phil. 1, 29.)

Es ist ein Vorrecht, für Jesum zu leiden, und es wird — man darf dies als sicher bevorstehend annehmen — in diesen letzten Tagen der Kirche Gottes, in welchen wir leben, noch vielen Kindern Gottes dies Vorrecht zuteil werden. Möchten die Gläubigen sich dazu ausrüsten lassen **durch die Gnade!**

